



Berlin 1945: Trümmerfrauen –



Die Berliner Kaiser-Kirche und umliegende Gebäude, verwüstet durch alliierte Bomberangriffe...

Konrad Warner

Schicksalswende Europas?

*Ich sprach mit dem
deutschen Volk...*

Der Verfasser dieses Tatsachenberichts hat über zwei Jahrzehnte in Deutschland gelebt und ist erst nach dem Bombenwinter 1943/44, der die Hauptstadt des Dritten Reiches in Ruinen fallen sah, in seine schweizerische Heimat zurückgekehrt.

Wie ein Schlaglicht erhellt dieses einzigartige Buch die düstere Szenerie des Kampfes um Sein oder Nichtsein, den das nationalsozialistische Deutschland gegenwärtig zu bestehen hat. Es leuchtet in die Hintergründe politischer, wirtschaftlicher und seelischer Zusammenhänge im Dritten Reich und gibt Auskunft selbst auf Fragen, die bisher auch außerhalb des Machtbereichs der deutschen Propaganda unbeantwortet geblieben sind.

240 Seiten | Leinen Fr. 6.80

Langacker-Verlag
Rheinfelden

Konrad Warner

SCHICKSALSWENDE EUROPAS?

*Ich sprach mit dem
deutschen Volk . . .*

Ein Tatsachenbericht

1944 Langacker Verlag, Rheinfelden

1.- 4. Auflage

Alle Rechte vorbehalten

Druck 1 A. Fricker, Frick

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Einleitung

Das Schicksal, das sich heute am deutschen Volke vollzieht, bedeutet in gewissem Sinne auch das Schicksal Europas und seiner Völker. Einem Alpdruck gleich lastet Deutschlands Los auf unserem Erdteil und auf der Welt, die seit dem Jahre 1914 nicht mehr zur Ruhe gekommen ist.

Ich habe lange Zeit in Deutschland gelebt, ich reiste und wanderte durch seine schönen Landschaften und lernte seine Stämme kennen, ich fand viele Freunde und liebe sie. Doch oft stand ich verwundert vor der Weltfremdheit dieser Menschen, die offenbar in ein verhängnisvolles Schicksal eingesponnen sind, dem sie nicht entrinnen können.

Unmittelbar nach meiner Heimkehr habe ich es unternommen, in gedrängter Form von meinen Erlebnissen in Deutschland zu berichten, um mir selbst und vielleicht auch den Lesern dieses Buches Klarheit zu schaffen. Die Verantwortung trieb mich dazu, ein ungeschminktes Bild von der Wirklichkeit zu vermitteln, die täglich Abertausende vernichtet, von ihren Heimstätten vertreibt und einem entsetzlichen Tod in den Rachen schleudert.

Die Fülle der Geschehnisse und des Erlebens ist so gross und apokalyptisch, dass ich die Dichtung

nicht als Hilfe brauchte. Ich musste mir sogar Einschränkungen auferlegen und vieles verschweigen, weil mir kein Glaube geschenkt würde.

Ich will zeigen, wie die Deutschen leben und wie sie das Verhängnis erleben, dem sie verfallen sind. Um dies zu erfahren, sprach ich mit Menschen aus allen Schichten und Berufen. Ich liess mich nicht von Reden und Propaganda betören, sondern ich mischte mich unter die Menge, um die Einstellung des Mannes auf der Strasse kennen zu lernen. Und ich musste Zusehen, wie Offiziere und Parteigenossen vor mir ihr Herz ausschütteten und weinten, wenn sie an die Zukunft ihres Vaterlandes dachten.

In der kurzen Zeit, die mir zur Verfügung stand, konnte ich keine historische Darstellung geben. Aber ich habe versucht, anhand von typischen Beispielen, Personen und Aussagen, ein gültiges Bild von ganzen Volksschichten zu entwerfen. Die Menschen haben so gelebt und gehandelt, wie ich es hier geschildert habe.

Ich sprach mit dem deutschen Volk, und nun will ich es selber sprechen lassen.

Im Frühsommer 1944

K. W.

I. Kapitel

Das Gewitter zieht herauf

Der Reichstag, einstiges Symbol der Reichseinheit, steht heute düster in der Hülle seiner altersschwarzen Mauern auf dem von Ruinen umgebenen Königsplatz in Berlin.

Der König von Preussen, der dem Platze den Namen gab, ist als erster deutscher Kaiser der Neuesten Zeit längst zu Grabe getragen worden. Er ruht sich von den Gewissenskämpfen und Stürmen aus, die ihm sein «Eiserner Kanzler» mit der Gründung des Reiches beschert hat, um dessen Bestand das deutsche Volk heute einen Verzweiflungskampf führt.

Im Januar 1933 wurde das aus der Reichstagskuppel lodernde Feuer zum Symbol der Machtergreifung durch die National-Sozialistische Deutsche Arbeiter-Partei, zugleich aber war es das erste Wetterleuchten einer heraufziehenden Katastrophe, die zehn Jahre später die Reichshauptstadt in Schutt und Asche legen sollte.

Es hat seit 1933 immer Deutsche gegeben, welche die sich bald mehrenden Anzeichen einer verhängnisvollen Entwicklung richtig zu deuten wussten. Aber sie wurden nicht gehört. Denunzianten, Polizei und Gestapo sorgten von Anfang an dafür, dass alle Wi-

derspenstigen und Warner unschädlich gemacht wurden. In den Konzentrationslagern und Gefängnissen starben und schmachten die politischen Gegner, die Andersgläubigen, die wenigen, die den Mut hatten, aus ihrer Überzeugung kein Hehl zu machen.

In den Jahren seit der Machtergreifung bis zur Gewaltlösung der tschechoslowakischen Frage hatte der Nationalsozialismus Zeit und Gelegenheit, seinen staatlichen und politischen, seinen polizeilichen und militärischen Machtapparat in einer Weise auszubauen, die ihm unstrittige Erfolge bis in die ferne Zukunft zu versprechen schien.

Aber der Aufschwung der nationalsozialistischen Führung und ihres Staates, die unglaubliche und stauenswerte Mitarbeit des deutschen Volkes in Frieden und Krieg, das Ausharren und der Heldenmut der deutschen Soldaten wie auch der Bewohner aller vom Luftkrieg heimgesuchten Städte, all dies kann nicht nur mit dem Wirken der Partei, mit dem Gewicht der Macht und der Drohung durch die ihr ergebenen Organe erklärt werden.

Das deutsche Volk hat den Weltkrieg 1914/18 verloren und wurde nach seinem Ende durch eine Reihe erbärmlicher Revolten geschleift. Die Inflation brachte es um seine Ersparnisse. Die Krisen der Nachkriegszeit suchten es heim, und nach einer vorübergehenden Scheinblüte wurde es im Jahre 1929 mit voller Wucht von der sogenannten Weltwirtschaftskrise getroffen, die eigentlich die geistig-moralische Krise des Abendlandes war.

Schliesslich wurde das deutsche Volk in Not und Elend mürbe und bereit, Adolf Hitler als Befreier und Erlöser zu betrachten, ihn als Retter der Nation zu begrüßen, ihm bedingungslos Glauben zu schenken, ja, ihn wie einen Gott zu verehren und anzubeten.

Nie zuvor in der Geschichte hat ein Volk mit solcher Einmütigkeit und Inbrunst an einen politischen Führer geglaubt und ihm in seiner grossen Masse blindlings sein Vertrauen geschenkt.

Ich habe die Volksmengen gesehen, die Hitler und sein Gefolge umjubelten. Ich stand mitten unter ihnen, und auch ich konnte mich dem Eindruck des Augenblicks nicht entziehen. Ich spürte es beinahe körperlich, wie die Schauer der Massensuggestion von einem zum andern übersprangen, wenn er mit abgewogenem Schritte vorüberging und ihm aus Hunderttausenden heiserer Kehlen die Heilrufe entgegen schwollen.

Ich kannte Greisinnen, die stundenlang auf einer Leitersprosse stehend ausharrten, um ihren Führer vorbeifahren zu sehen. Es gab damals viele Frauen, welche die Geste seines Grusses in Verzückung versetzte. Grosse Teile des Volkes schienen geradezu einer Art religiösen Wahnsinns verfallen. Ich konnte in den letzten Jahren die Begeisterung der Jugend beobachten, für die Hitler der vollkommenste Deutsche war. Ich sah, wie seihst ursprüngliche Gegner des Nationalsozialismus sich wandelten und ihn für den berufenen Führer des Deutschtums zu halten begannen.

So tief nach dem verlorenen Kriege die Selbstachtung des deutschen Volkes gesunken war und Hoffnungslosigkeit und Elend es herabgewürdigt hatten, so hoch brandete nun die Begeisterung für den Führer. So schlugen die wieder gläubig gewordenen Herzen dem Retter entgegen, und so mächtig wurden wieder Selbstbewusstsein, Wille zur Geltung in der Welt und Opfergeist für die grosse nationale Sache.

II. Kapitel

Eine Weltstadt vor dem Untergang

Mitte November 1943 kehrte ich nach Berlin zurück. Meine Arbeit und die Rücksicht auf meine Gesundheit hatten mich aufs Land geführt, wo ich mehrere Monate der Ruhe und Sammlung verbracht hatte. Nun sollte das Tagewerk in der Hauptstadt mit neuen Kräften weitergeführt werden. Was ich dort während des Winters erleben sollte, übertrifft jedes menschliche Vorstellungsvermögen. Heute ist es mir selbstverständlich, dass ich das elektrische Licht nach Belieben ein- und ausschalten kann, dass das Wasser fließt, dass ich auf dem Gasherd kochen und jederzeit meine Freunde telefonisch erreichen kann, dass ich im Wirtshaus freundlich und sofort bedient werde und dass ich nirgends Schlange zu stehen brauche. Noch vor wenigen Wochen lebte ich wie ein Höhlenbewohner und entbehrte jeglicher Einrichtung der Zivilisation.

Die Heimat hat mich friedlich aufgenommen, ihre Berge und Seen haben mich empfangen und mir mit ihrer unvergänglichen Schönheit das Heimweh vergolten, das mich in der Fremde verzehrt hatte. Ich hin wieder daheim, und ich bin unbeschreiblich glücklich. Ich lahe mich an dem reichlichen und

guten Essen, an Gemüse und Obst, die ich solange nur in ungenügenden Mengen oder überhaupt nicht erhalten konnte, an der ungestörten Nachtruhe, an der märchenhaften Lebensweise zuhause. Ich lese und höre die Meldungen aus der ganzen Welt, und fühle wieder, dass ich lebe und dass ich ein Mensch bin. Nun kommt mir zum Bewusstsein, was ich erlebt habe, und die Rückschau füllt meine Gedanken.

Im August und September 1943 waren die ersten grösseren Luftangriffe auf Berlin erfolgt. Einige Stadtteile waren ziemlich schwer betroffen worden, und langsam begannen die Berliner zu ahnen, dass auch ihrer geliebten Stadt noch grösseres Unheil bevorstände. Es war bekannt, was sich in Köln, im Rheinland, im Industriegebiet Westfalen und in Hamburg abgespielt hatte. Jeder hatte Verwandte und Bekannte dort, und aus erschütternden Briefen vernahm man in trockenen Worten von der Katastrophenwelle, die den deutschen Westen und Nordwesten unaufhörlich heimsuchte.

Ich verliess im Schlesischen Bahnhof den überfüllten Zug und liess mich von der Menschenmenge dem Schalter entgegentreiben. Mit der Stadtschnellbahn fuhr ich nach Charlottenburg, um meine Wohnung aufzusuchen. Ringsum sassen und standen die Berliner, müde, bleich, erschöpft, nervös und reizbar. Durch den Briefwechsel mit meiner Frau hatte ich erfahren, dass meine Wohnung verschont geblieben war; das Haus stand noch als einziges auf der einen Strassenseite. Die andern waren völlig ausgebrannt, und eine Luftmine hatte grosse Verheerungen ange-

richtet. Auch bei uns waren viele Fensterscheiben zerbrochen, doch damals konnte man sie noch ersetzen lassen, wenn man sie selbst zum Glaser brachte. Sonst behalf man sich mit Karton oder Holzplatten und war im Übrigen froh, dass nicht mehr passiert war. Die Bewohnerschaft des Hauses war der Überzeugung, dass sie den Luftkrieg überstanden habe und dass diesem Hause nichts mehr geschehen würde. Die Schäden waren beseitigt, der Schmutz weggeräumt, die Ordnung wiederhergestellt.

Trotzdem man sich dessen ahnungsvoll bewusst war, dass der Luftkrieg in immer stärkerem Masse über Berlin hinwegbrausen werde, glaubte man doch an die eigene Bewahrung vor weiterem Unglück.

Liebe kennt diese Welt nicht mehr. Aber Glaube und Hoffnung als Bestandteile des nackten Existenzwillens lassen sich nicht umbringen und erhalten den Menschen aufrecht, auch in tiefster Not und unsäglichem Leid.

Als ich nach Berlin zurückkehrte, kam es mir vor, als ob ich von der nervösen Hast und dem krankhaft übersteigerten Getriebe der Riesenstadt verschluckt werde. Auf dem Lande hatte ich im Garten gearbeitet, ich war mit ruhigen Menschen zusammen gewesen. Eine kleine Ortschaft hatte den Rahmen meines täglichen Lebens gebildet, und die Berührung mit der Natur hatte mich wieder zu einem Menschen gemacht, der diesen Namen verdient. Jetzt frassen mich die Strassenzüge mit den hohen Häusern auf. Schnell- und Untergrundbahn schnappten gierig nach mir, die Hast von Geschäft und Verkehr beschleunigte auch

mein Lebenstempo, und die kompakte Masse der schlechtgelaunten, aufgeregten und bedrückten Lebewesen ringsumher war wie ein Hexenkessel.

Krieg und Angst und Überdruß, Müdigkeit und Krankheit, Armut und Not grinsten mir aus manchem Gesicht entgegen. Die Besinnung auf dem Lande hatte mir die abgestumpften Augen wieder geöffnet, und ich sah die traurigen Hinterhäuser der Bahnlinie entlang, sah den herabfallenden Verputz und die billigen Betten, die bleichen Gesichter abgehärmter Frauen und die ernsten Augen unterernährter und frühreifer Kinder. Ich sah die abgetragene Kleidung meiner Nachbarn, ihre schlaftrunkenen Mienen, ihren Hunger nach Brot, Licht, Sonne und Frieden. Ich sah die Bedrückung und Schicksalsergebenheit, ja beinahe unbeteiligte Gelassenheit der Bewohner dieser Stadt sich wie ein unsichtbares Fluidum überallhin verbreiten und es war unheimlich und erschütternd zugleich, ihrer aller unabwendbares Schicksal vorauszuahnen.

Wandlungen seit 1939

Welche Wandlungen hatten sich seit jenen August- und Septembertagen des Jahres 1939 an diesem Volke vollzogen! Propaganda, Reden und Massnahmen der Regierung hatten es auf den Krieg vorbereitet. Die Empörung gegen Polen war auf den Höhepunkt getrieben, der Feldzug gegen dieses Land war allgemein begrüßt worden. Die Kriegserklärungen Englands und Frankreichs waren mit einem Gefühl der Unsicherheit und in völliger Unkenntnis der Machtverteilung, ohne

eine Ahnung für die Entwicklung des Krieges aufgenommen worden. Eine eigentliche Kriegsbegeisterung, wie 1914, war nicht vorhanden. Einzelne mochten ahnen, welch schweres und erbittertes, ja vielleicht aussichtsloses Ringen bevorstand, aber sie wurden nicht gehört, sie durften nicht einmal sprechen. Die Allgemeinheit wurde in den Krieg hineinmanövriert, sie gab sich keine Rechenschaft darüber ab, was die kommenden Jahre bringen könnten und bringen würden.

Es war soviel vom Kriege geredet worden, dass man ihn hinnahm, als er da war. Nachdem er sich anfänglich als der «komischste aller Kriege» entpuppt und kostümiert hatte und der heimliche Schrecken jeder Seele überwunden war, nachdem Hitler von den Polen verkündet hatte: «Mit Mann und Ross und Wagen hat sie der Herr geschlagen», nachdem im Westen nichts geschehen war und man das Lauern des Gegners mit Lauheit verwechselt hatte, wuchs die Begeisterung für Führer und Volk, für das Reich und seinen berechtigten Krieg, für die gute Sache und für die deutsche Sendung in der Welt. Zwar hielt man die Italiener nach wie vor für unzuverlässig, zwar sträubte sich das mit allen Mitteln erweckte Rassebewusstsein gegen den Pakt mit Japan, zwar kam einem jeden das Abkommen mit dem bolschewistischen und bis anhin verdamnten Russland irgendwie unnatürlich vor, aber die unablässig wiederholte Reklame für den Dreierpakt, für den Antikomintempakt und für die «traditionelle Freundschaft mit Russland» wirkte trotzdem. Die jahrelange Gewöhnung an die Propaganda liess

kein selbständiges Urteil aufkommen, und die Unvereinbarkeit dieser Pakte öffnete nur den Wenigsten die Augen.

Siegesfanfaren

Die Ereignisse schienen für die Richtigkeit und Rechtmässigkeit der Staatsführung zu sprechen. Norwegen wurde durch einen bewunderten Handstreich besetzt, – von der Verräterei, die dabei im Spiele war, hörte man nichts – Holland und Belgien fielen, Frankreich wurde innerhalb von sechs Wochen überannt und geschlagen, und Compiègne schien sein Schicksal zu besiegeln. Die Engländer waren vom Kontinent vertrieben, über ihrem Land schien die deutsche Luftwaffe die Herrschaft auszuüben, die U-Boote bedrängten die Insel nach der deutschen Darstellung so stark, dass dort bald eine Hungersnot ausbrechen musste. Mit der Besetzung Europas hatte man alle Trümpfe in der Hand, vom Nordkap bis zur Biskaya standen deutsche Truppen auf der Wacht. Der Sieg war schon errungen, der Abschluss des Krieges nur noch eine Frage der Zeit. Die Westmächte waren korrupt und überaltert, den jungen Völkern gehörte die Zukunft. Wohl wunderte man sich, dass keine Invasion nach England erfolgte, dass nicht sofort ganz Frankreich besetzt wurde, dass nach dem Feldzug gegen dieses Land eine gleichsam untätige Pause eintrat, und dass das Frühjahr 1941 nichts anderes brachte als die Besetzung Jugoslawiens und Griechenlands. Wohl wunderte man sich über die Kriegführung der

Italiener und über die Ungreifbarkeit des deutsch-russischen Verhältnisses. Aber sich wundern bedeutet noch lange nicht merken.

Radio und Presse verkündeten mit Trompeten und Fanfaren und unter grossen Schlagzeilen nur Siege und Erfolge. Sondermeldungen täuschten über die Hinter- und Untergründe des Krieges hinweg, und so nahm die Kriegsbegeisterung ständig zu. Der Glaube an den Sieg war in jahrelanger Kleinarbeit dem Volke eingimpft worden und die Überzeugung vom deutschen Recht und von der deutschen Stärke und Macht teilte sich schliesslich allen mit. Selbst grosse Skeptiker wurden verblüfft und wankend, anerkannten den Nationalsozialismus, traten für die Notwendigkeit dieses Krieges ein und gaben sich einer gedämpften Siegesgewissheit hin. Nur wenige bewahrten ihr unabhängiges Denken und Urteil, liessen sich nicht beirren und sahen hinter der propagandistisch getünchten Fassade den gähnenden Abgrund. Im Taumel der Erfolge wurde ihnen kein Glauben geschenkt, und wer seine Überzeugung zu äussem wagte, dem erging es noch schlimmer als dem Propheten in seinem Lande.

Dann wurde Kreta im Handumdrehen genommen und in Afrika stand man vor den Toren Ägyptens. Der Fall Alexandriens schien ein Frage von Tagen. Rommel war der Held des Tages und er verdiente es auch. Seine skeptischen Worte während einer Ansprache an deutsche Truppen in Berlin wurden aber überhört. Das «Afrikakorps» wurde bewundert und war die am meisten gefeierte und verwöhnte Einheit der deutschen Wehrmacht.

Schicksal im Osten

Im Sommer 1941 wurde der Krieg gegen Russland entfesselt. Die Darstellung der offiziellen Verlautbarungen und der Propaganda erwies sich auch jetzt als wirksam. Das Volk war an die Sprechweise seiner Regierung gewöhnt. Hatte man im Spätherbst 1939 geglaubt, der Krieg sei an Weihnachten beendet, so glaubte man jetzt, dass die Russen nach spätestens fünf Wochen zusammenbrechen und kapitulieren würden. Die Verhältnisse im bolschewistischen Russland wurden als derartig verkommen und unhaltbar bezeichnet, dass gar kein anderer Schluss möglich war und erlaubt schien. Kaum ein Mensch hatte von Russland, geschweige denn von der viel grösseren Sowjet-Union, eine Ahnung. Jede Regung des Misstrauens oder der Ängstlichkeit wurde übertönt von den Tuschs, die allen Siegesmeldungen vorangingen und nachfolgten, von der Begleitmusik der jeweiligen Pakte und Kriegsbündnisse. Doch langsam wurden Bewunderung und absoluter Glaube angekränkt vom Staunen.

Man staunte über die Tatsache, dass nicht etwa die Vereinigten Staaten von Amerika den Krieg an Deutschland erklärten, sondern umgekehrt. Man staunte, dass nach dem siegesgewiss begonnenen und als Kreuzzug gegen die Sowjetunion gepriesenen Krieg plötzlich mitten im Winter 1941/42 eine Sammlung von Wollsachen für die erfrierenden Soldaten nötig wurde. Man staunte über die Entwicklung des Feldzuges in Afrika, über die zunehmende Behinderung

des U-Bootkrieges, und nachdem der Kriegsverlauf in Russland im Jahre 1942 wieder grosse Hoffnungen erweckt hatte, staunte man über die karge Lebensmittelversorgung, die auf Görings Rede am Ende dieses Jahres folgte.

Die Fanfaren verklingen – die Not wird offenkundig

Der Strom des Staunens teilte sich dann in zwei Bäche, welche Unsicherheit und Ängstlichkeit auf der einen, Misstrauen und Ahnung auf der anderen Seite hiessen. Afrika wurde geräumt und verloren, Sizilien wurde eingebüsst, in Süditalien fasste der lange verspottete Feind festen Fuss. Die Hakenkreuzfahne auf dem Elbrus musste eingezogen werden, die Ölfelder von Maikop wurden im Stiche gelassen, bevor ihre Ausnutzung in die Wege geleitet war. Stalingrad endlich wurde zum Schrei der beginnenden Not und vielleicht zum Symbol des Wendepunktes in diesem Kriege. Aber Angst und Unsicherheit, Misstrauen und Ahnung, sie blieben kleine Bäche, die nicht über die Ufer der Propaganda, der staatlichen Machtmittel, der militärischen Zucht und des verwirrten, aber immer noch wirksamen Volksbewusstseins hinausleckten.

Nicht nur der Krieg wurde immer ernster und härter, sondern auch die Abwehr der Front und die Abwehrbereitschaft des ganzen Volkes. Die Angriffe aus der Luft unterstrichen die Notlage von Volk und Reich, doch sie hatten keinen Zusammenbruch der Moral zur Folge, sondern sie erzeugten einen Zu-

sammenschluss des Volkes als Schicksalsgemeinschaft. Dies war im Augenblick entscheidend; die anderen Wirkungen werden erst später in Erscheinung treten. Aber nun begannen sich allmählich die immer härtere Arbeit, die Störung der Nachtruhe durch Alarme und Angriffe, die verschlechterte Ernährung und das Ahnsinken des einst so hochgeschraubten Selbstbewusstseins auszuwirken. Der Krieg forderte immer mehr Opfer unter den Soldaten und unter der Zivilbevölkerung, Opfer an Zeit und Kraft, an geistiger Substanz und dem letzten Rest der individuellen Freiheit. Sein Ende schien in unendliche unberechenbare Feme gerückt. Seine Anforderungen wuchsen ins Masslose, seine Auswirkungen wurden immer grässlicher, seine Drohungen immer offensichtlicher.

Kriegs- und Arbeitsmassnahmen pressten das ganze Volk in eine Zwangslage, aus der es kein Entrinnen gab. Reden und Propaganda suggerierten es in einen Traum, in welchem die wolkigen Höhen der Euphorie von den schaurigen Schluchten ahnungsvoller Angst abgelöst wurden, über welche künstliche Brücken den Weg in eine zwar arme, aber ehrenvolle Zukunft zu zeigen versuchten. Dieses Volk war jahrelang liin- und hergerissen worden zwischen Sehst- und Sendungsbewusstsein und der Erkenntnis eigenen Ungenügens, zwischen Jubel und Trauer, Hochstimmung und Verzweiflung, zwischen Selbsttäuschung und fruchtloser Erkenntnis einer unbegreiflichen Wirklichkeit, zwischen Siegesbewusstsein und dem Entsetzen vor dem drohenden Untergang. Es wurde durch die Leiden eines verlorenen Krieges und seiner

schrecklichen Auswirkungen, Arbeitslosigkeit, Krisen und durch die Arena nationalen Aufschwungs geschleift. Es war der lebendige Leih, wie auch das kriegerische Kostüm, mit dem es verunziert wurde. Es war Licht und Finsternis, Raubtier und wehrloses Opfer, Faust und Mephisto in einer Gestalt, es war das deutsche Volk.

So traf ich es an, so sprang es mir ins Bewusstsein, als sich meine Augen zu öffnen begannen für sein Sein und Werden, für sein zerquältes Dasein, für seine Unsterblichkeit und für sein tägliches Ende am Kreuz der Geschichte. Ich machte mich auf den Weg durch die Stadt, um sie und ihre Bewohner mit anderen Augen zu betrachten. Die Hochstimmung von damals war verfliegen. Der Krieg wies von Tag zu Tag ein härteres Antlitz. Afrika war verschmerzt, den «Verrat» Italiens hatte man im Grund genommen erwartet. Auch das Nachlassen des U-Bootkrieges nahm man hin. Aber das ununterbrochene und unvorstellbar schwere Ringen an der Ostfront und die Verwüstung der deutschen Städte durch den Luftkrieg hatten sich jedem Gemüt eingebrannt. Das immer wiederholte Wort vom «Kampf bis zum Endsieg» täuschte niemanden mehr über die Erbitterung des Krieges, über seine Gefahren und Drohungen, über seine Dauer und, vielleicht, über die Möglichkeit seines Ausgangs hinweg. Hatte nicht Hitler selbst in einer seiner jüngsten Reden erklärt, nach diesem Kriege werde es weder Sieger noch Besiegte, sondern nur Überlebende und Vernichtete geben? Goebbels hatte Anfang des Jahres

den «totalen Krieg» erklärt, der Minister für den Arbeitseinsatz, Sauckel, trieb die Menschen in die Rüstungsbetriebe. Ja, er holte sie aus dem Ausland in immer wachsender Menge. Himmler war Reichsminister des Innern geworden, und dadurch wurde für jedermann der Ernst der Lage unterstrichen.

Himmler, Chef der SS und Waffen-SS, Chef der deutschen Polizei und der Gestapo, erwirkte die «Realisierung der deutschen Propaganda». Aber durch die Stärkung seiner Macht und die Ausdehnung seines Machtbereiches schloss er viele Mänder, schreckte er viele Gemüter, lenkte er die Stimmung in die erwünschten Bahnen, zu deren Seiten Bajonette, Geheimpolizisten, Spitzel, treue Parteigenossen, Konzentrationslager und verkündete Urteile jedes Ausbrechen, ja jedes Lautwerden einer Überzeugung oder anderen Meinung verhinderten. Keine Fanfaren verkündeten mehr Sondermeldungen. Die deutsche Wehrmacht stand nicht mehr im sieggewohnten Angriff, im Wehrmachtbericht hatte sich das Wort «Gegenangriff» in Verbindung mit harten Abwehrkämpfen festgesetzt. Unausgesetzte Luftangriffe riefen Schäden und Verluste unter der Bevölkerung hervor, wobei diese Tatsache viel mehr aussprach, als das Wort «Terror». Schlagzeilen, Reklamen und Transparente verkündeten die Alternative «Sieg oder bolschewistisches Chaos». Von den Litfassäulen grinsten aus Plakaten hinter Hammer und Sichel, Union Jack und Sternenbanner hervor Juden mit Zylinder und Geldsack auf zertrümmerte Kathedralen, elternlose

Kinder und die Schlächtereier der Völker an den Fronten herab.

Das ganze Reich war gleichsam zum «Rüstungsbetrieb:» erklärt worden. Die Arbeit wurde immer anstrengender. Einschränkungen aller Art wurden dem Volk in zunehmendem Masse auferlegt. Die Verkehrsbedingungen wurden immer unangenehmer, die Gelegenheiten zur Abwechslung und Erholung immer geringer. Für sein Geld konnte man fast nichts mehr kaufen, die ständigen Alarme erhöhten die allgemeine Reizbarkeit und Müdigkeit. Das Bewusstsein der Schwere des Krieges lastete immer mehr und drückender auf allen Gemütern, kein Mensch fühlte sich mehr seines Lebens sicher. Jeden Tag musste man um seine Wohnstätte, um Hab und Gut und um seine Kinder bangen. Das Ausmass der Bombardierungen wurde immer grösser, von der «Vergeltung» war nur mehr in Gerüchten die Rede. Das Ende des Krieges war in nebelhafte Ferne gerückt.

Das tägliche Leben wird immer mühseliger

Die Menschen auf den Strassen, in den Läden und Verkehrsmitteln sahen schlecht aus in diesem grauen November des fünften Kriegsjahres. Sie waren bleich, ihre Augen eingesunken, in abgetragenen Kleidern steckten magere Leiber. Sie waren müde und doch von einer steten Hast getrieben, nicht nur von der Hast der Grosstadt, die alle in den Bannkreis ihrer Tretmühle zieht, sondern von der ungesunden

Eile übersteigter Existenzjagd. Diese Eile war notgedrungen, man durfte nicht zu spät in den Laden kommen, sonst war die Ware ausverkauft. Man durfte nicht zu spät zur Haltestelle gelangen, sonst war die Bahn fort und der Sitzplatz von einem anderen weggeschnappt; man durfte nicht zu spät zur Arbeit kommen, sonst drohte einem Lohnabzug oder gar Sabotageverdacht. Man durfte nicht zu spät ins Restaurant kommen, sonst gab es kein Essen mehr, und man musste rechtzeitig zuhause sein, sonst wurde man mitten auf dem Wege vom Alarm überrascht. Darüber hinaus waren Eile und Hast Mittel gegen Selbstbesinnung und Grübelei.

Da standen sie nun Schlange, um ein bisschen Gemüse oder Kartoffeln zu ergattern, um ihre Zigarettenmarke zu erhalten, oder um ihre Lebensmittelkarten eintragen zu lassen. Sie standen Schlange vor den Kinos, um sich einen Platz zu sichern, im Laden, um eine Flasche Wein zu erstehen. Manchmal standen sie Schlange, ohne zu wissen, was es gab. Sie hofften auf irgend etwas, und wenn man es nicht für sich selbst brauchen konnte, dann war es doch vielleicht ein Tauschmittel.

An den Haltestellen der Schnell- und Untergrundbahn, der Strassenbahn und des Omnibusverkehrs standen sie wie fette Trauben. Beim Ein- und Aussteigen gab es jedesmal ein unvorstellbares Gedränge. Alle drängten gleichzeitig heraus und hinein. Immer setzte es Püffe und Schimpfworte ab, und selten meisterte ein Schaffner die verwirrte Situation mit einem Witzwort. Überall herrschte der Kommandoton, und

die auf Anordnung Goebbels in allen Verkehrsmitteln angebrachten bunten Zweizeiler, die zur Höflichkeit und Rücksichtnahme aufforderten, blickten unbeachtet auf eine Herde feindseliger Brüder und Schwestern herab.

Ich suchte ein Lokal auf, um zu Mittag zu essen. Wie die übrigen, war es kurz nach zwölf Uhr bereits überfüllt. Von allen Seiten wurden die Kellner bestürmt, und es war kein Wunder, dass sie schlecht gelaunt waren. Es dauerte eine halbe Stunde, bis ich meine Bestellung aufgeben konnte. Nach einer Weile kam die Suppe. Mürrisch wurde mir der Teller hingeschoben, daneben lag billiges Essbesteck. Nach einer grossen Pause kam die Hauptmahlzeit, für die ich hundert Gramm Fleischmarken ausgegeben hatte. Für Knochen- und Siedeverlust muss man dreissig Gramm rechnen, und was wirklich auf dem Teller lag, schien bei weitem nicht siebzig Gramm auszumachen. Dazu gab es Kartoffeln und Grünkohl. Drei oder vier halbe, angeschwärzte Kartoffeln und zwei oder drei Esslöffel voll Kohl. «Kann ich noch ein paar Kartoffeln haben?» fragte ich den Kellner. «Die müssen Sie sich schon selber mitbringen!» war die Antwort. Mein von der Landluft angeregter Appetit war erst gereizt, und ich musste noch zwei andere Restaurants aufsuchen, um einigermassen satt zu werden. Nach zwei Stunden plagte mich wieder der Hunger, und dabei hatte ich nicht einmal anstrengend gearbeitet. Da es pro Woche 250 g Fleisch gab, hatte ich nun noch 150 g übrig, die bis zum Sonntag reichen mussten. Allerdings gab es das markenfreie «Stammgericht», aber es bestand

aus verkochtem Gemüse, meist Kohl und Kartoffeln, und hatte keinen besonderen Nährwert.

Ich dachte an die körperlich stark beanspruchten Arbeiter, die nicht wussten, was sie auf ihr Brot für die Frühstückspause legen sollten, die sich mit dem mehr oder weniger öden Kantinenessen zufrieden geben mussten und erst abends zuhause eine richtige Mahlzeit erhielten, wenn sie eine Frau hatten, die dafür sorgte, die aber auch Stunden des Wartens, Anstehens und Einkaufens opfern musste. Die Büroangestellten kamen meist besser weg, weil sie neben dem Kantinenessen während der Mittagspause auch noch eine Mahlzeit in einer Gaststätte einnehmen konnten, wenigstens ein markenfreies Gericht, denn sie mussten ihre Lebensmittelmarken wöchentlich in der Kantine abliefern.

Auch die Kinder waren meist in die Erfordernisse des Krieges eingespannt. Sie mussten einkaufen helfen, im Haushalt mitwirken, Schule und Schulaufgaben nahmen sie in Anspruch, und darüber hinaus wurden sie von den Jugendorganisationen mit Aufgaben überbürdet, die ihnen keine freie Zeit liessen, ihre Kräfte ausnutzten und ihren kindlichen Geist gefangen nahmen. Sie mussten Papier, Flaschen, Altmaterial sammeln, sie hatten sich an Uebungen und Märschen zu beteiligen, Kurse und Versammlungen spannten sie in die «Schulung» ein, und die Kriegseignisse, ihre Auswirkung auf Familie und Haushalt, Luftangriffe und der Tod von Nachbarn, Vätern und Brüdern belastete ihr jugendliches Gemüt in wachsender Masse. Sie wurden erstaunlich früh reif,

ernst, auch verroht, und wenn man sie beobachtete, verlor das Wort Jugend seinen hoffnungsvollen Klang.

Meine wachen Augen beobachteten die Erscheinungen der Grosstadt und ihres Lebens, und ich merkte, dass das Wort Leben eigentlich nicht mehr berechtigt war. Was sich mir darbot, war eine grausige Grotteske, und wenn nicht hinter allen Erscheinungen ein unabsehbares und unerbittliches Schicksal gestanden hätte, dann würde ich in ein grosses Gelächter ausgebrochen sein über die Kleinheit der Menschen, über ihre Betriebsamkeit und Hast, ihre überreizte und überspannte Stimmung, über ihre Feindseligkeit und schlechte Laune, mit der sie sich gegenseitig den Alltag erschwerten, über die Blindheit, mit der sie ihrer Bestimmung entgegentrotteten. Da drohte im Osten die Überflutung durch den Bolschewismus, hier aber stritt man sich über ein vergessenes Glas Bier, um eine Fahrkarte für die Strassenbahn oder um den letzten sechzehntel Liter Milch vor Ladenschluss. Nach meinem Landaufenthalt kamen mir alle vor wie Irre, die einen Tanz um das Kerzenlicht ihres Selbstbewusstseins aufführten und nicht merkten, wie ihnen von allen Seiten der Feuerkranz des Weltbrandes auf den Leib rückte.

Kinder spielen Krieg.

Da spielten einige Kinder auf der Strasse «Fliegerangriff». Es waren Dreikäsehoche, sie gingen noch nicht zur Schule. Ihre kindlichen Mienen waren verzerrt von der Kampferbitterung, mit der sie an

der Front gegen den Feind ihr Leben einsetzen würden, wenn sie Soldaten wären. Der Junge mit dem Papierflugzeug in der Hand rannte im Kreise, er ahmte mit seinem Brummen das Motorengeräusch der Bomber nach. Durch helle Schreie zeigte er das Ausklinken der Bomben an, und dann markierte das gemeinsame Geschrei aller die Einschläge im Stadtgebiet. Ein anderer setzte sich als Nachtjäger in Bewegung und beschoss seinen Kameraden aus dem Maschinengewehr, das er mit dem hohen «täk-täk-täk» seiner kindlichen Stimme imitierte. Ein dritter bildete den Löschtrupp, ein nächster das Bergungskommando, andere fühlten sich als Flakposten und schossen an den nächtlichen Himmel hinauf. Am Ende des «Spiels» standen alle in einem Kreise herum und betrachteten den angerichteten Schaden. Ihre Phantasie liess sie die Brände ausmalen, sie sahen die Verheerungen der Sprengbomben, dort war eine Mine eingeschlagen, und hier lagen noch Verschüttete.

Dieser Anblick hat mich mehr erschüttert als ein ganzer in Trümmer gesunkener und in Flammen gehüllter Stadtteil. Hier zeigte der Krieg sein unverhüllt verzerrtes Antlitz, hier wies er die unheilbaren Wunden, die er in die Seelen schlug, spuckte seine Fratze auf die letzten Reste wirklichen Lebens herab sein fressendes Gift. Hier bluffte er nicht mit den Waffen und Armeen, mit Kriegsberichten und Propaganda, hier täuschte er nicht nur eine materielle, wenn auch noch so totale Vernichtung vor. Hier war er Vernichtung seihst des Lebens, Vernichtung von Geist und Seele, von Blüte und Hoffnung. Hier war er Symbol

des Unterganges alles Lebendigen, aller Zukunftskeime, hier war er echt. Häuser können wieder aufgebaut werden, Städte können wieder errichtet werden. das in die Seelen und Gemüter der Kinder gespritzte Gift aber wird keine Kur und keine Pflege mehr entfernen können.

III. Kapitel

Agonie des Mittelstandes

Abgesehen vom politischen Kampf gegen das Bürgertum, den dieses Jahrhundert entfesselt hat, ereignet sich heute eine materielle und moralische Katastrophe am deutschen und am europäischen Mittelstand, von der man sich einen klaren Begriff machen muss, wenn man die Nachkriegsprobleme richtig sehen will.

Von zwanzig Millionen Ausgebombten in Deutschland gehörten acht Millionen zum Mittelstand. Sie sind um Wohnung, Habe und Kapital, oft auch um ihr Geschäft oder um ihre Arbeitstätte gekommen. Wer weiss, wieviele ihr Leben eingebüsst haben? Und sie haben noch weit mehr verloren: nämlich ihren Stand, ihre Überlieferung und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Nach dem Fall von Stalingrad wurden drei Millionen Angehörige des Mittelstandes durch die totale Mobilisation der Arbeitskräfte zu Arbeitern gemacht. Und die Zahl derer, die vom Unglück verschont bleiben, wird immer geringer. Denn wer durch eine Bombe alles verloren hat, der hat beinahe keine Chance, der Einweisung in einen Kriegsbetrieb zu entgehen.

Hinter den durchlöchernten Fassaden und rauchgeschwärzten Fensterhöhlen waren Wohlstand oder

Reichtum der Rahmen eines arbeitsamen und friedliebenden Lebens gewesen. Beim Anblick der ausgebrannten und verschütteten Stadtteile wurde mir die Vernichtung des deutschen Mittelstandes sinnfällig. Er wird nie mehr in der einstigen Lebensform auf erstehen. Wer weiss, ob er sich je von diesem unermesslichen Unglück erholen wird?

Eigentlich schon seit dem Weltkrieg 1914/18 war er in jeder Beziehung immer stärker nivelliert worden. Mit dem Jahre 1933 begann dann ein scharfer ideologischer und politischer Kampf gegen das Bürgertum. Die Kriegsmassnahmen, namentlich wirtschaftlicher Art, bewirkten eine wachsende Einengung des geschäftlichen und persönlichen Lebens. Und jetzt zog der harte Krieg einen grausigen Schlussstrich unter das Schicksal dieses Standes, der trotz seiner Blindheit und Fehler viel für den Aufbau des Staates und seiner Wirtschaft geleistet hatte. Ich stellte fest, dass die Schäden stellenweise sehr beträchtlich waren. Aber nur wenige Menschen vermochten sich damals ein Bild von Ausmass und Schrecklichkeit der Zerstörung zu machen, die Berlin wenige Wochen später heimsuchen sollte.

Unter dem Eindruck der schweren Niederlage in Stalingrad verkündete Göbbels den «Totalen Krieg». Am 19. Januar 1943 wurde das Arbeitsdienstpflichtgesetz verkündet. Die Frauen wurden dazu aufgefordert, sich den Rüstungsbetrieben freiwillig zu Verfügung zu stellen. Eine Million mittlerer und kleinerer Betriebe, die für den Zivilberuf gearbeitet hatte, wurde geschlossen, Inhaber und Angestellte wurden in die

Kriegsindustrie überführt. Das war der letzte Schritt zur totalen Mobilisierung der Arbeitskräfte im Reichsgebiet.

In seiner Rede am 30. Januar 1943 im Sportpalast versuchte Goebbels, dem Volke die bevorstehenden Massnahmen mundgerecht zu machen. Seine Rede fand lauten Beifall, das Radio barst beinahe von dem Lärm der Zustimmung. Viele Deutsche sagten: «Die Beifallschreier waren bezahlt. Man sucht sich doch die Leute aus, vor denen man Reden hält. Man kommt ja nur mit einer besonderen Karte hinein!» Andere sagten später, als sich der totale Krieg auszuwirken begann: «Wir waren nicht dabei. Wir sind nicht schuld an dieser Kriegserklärung! Damit hat man ja die andern erst recht gegen uns aufgebracht!»

Ich hörte, dass unter dem Publikum namentlich auch verwundete Soldaten und Fabrikarbeiter sassen, sowie bereits Dienstverpflichtete. Viele Menschen in Berlin meinten, der Beifall sei mit der Freude der bereits Mobilisierten darüber zu erklären, dass jetzt auch die sogenannten «besseren Leute» an die Reihe kämen. Goebbels sprach von Drückebergern. Es handelte sich allerdings nicht nur um die «besseren Leute», sondern um den Mittelstand, dessen Mehrheit den Lauf der Dinge unzufrieden, aber wehrlos und apathisch über sich ergehen liess. Nur ein kleiner Teil wurde zu noch schärferen Gegnern des Regimes.

Diejenigen, welche noch nicht zur Arbeitspflicht herangezogen worden waren, lebten in ständiger Angst. Sie wussten, dass es dann mit dem letzten Rest ihres persönlichen Lebens aus sei. Die andern, die

übrig blieben, hofften auf einen besseren Geschäftsgang, weil die Konkurrenz sich verringerte. Viele bemühten sich um Wehrmachaufträge, weil sie hofften, auf diese Weise der Einziehung oder «Auskämmung» zu entgehen. Bestechungen und Beziehungen spielten eine grosse Rolle. Ausserdem versuchten viele Geschäftsleute, Warenlager zu horten, um nicht wegen Materialmangel ihren Betrieb schliessen zu müssen.

Wer zur Partei gehörte oder Beziehungen zu ihr unterhielt, der versuchte, in einer Staatsstelle die Möglichkeit des Ausweichens vor der Proletarisierung zu finden. Zwar sind diese Stellen nicht sonderlich beliebt, weil die Gehälter klein sind. Aber viele versahen lieber ihren Dienst in einer Kartenstelle oder in einem Amt, als dass sie in die Fabriken gingen oder sich zur Wehrmacht meldeten. Die Kriegsmassnahmen erforderten ein Heer von Beamten und Angestellten, und mancher konnte darin untertauchen.

Zu einer Auflehnung gegen das Regime ist der deutsche Mittelstand zu schwach. Bei ihm ist auch die Furcht vor dem Bolschewismus am meisten verbreitet, und deshalb erfüllen die Menschen ihre Pflicht im Allgemeinen so gut sie können. Solange sie noch nicht ausgebombt sind, haben sie viel zu verlieren, und das gibt ihnen immer wieder die Kraft, das Ihre zur Verteidigung Deutschlands beizutragen. Bedrückt die Angst vor den Russen den Mittelstand wie ein Alptraum, so setzt er seine Hoffnungen insgeheim auf die Engländer und Amerikaner. Er erhofft von einer angloamerikanischen Besetzung eine Mil-

derung des schweren Loses, das ihm im Falle der Niederlage bevorsteht.

Da aber diese Hoffnung ein Nachlassen der Verteidigungsbereitschaft bedeutet, versucht Göbbels immer wieder, dem Volke einzureden, dass auch die westlichen Völker nichts anderes im Sinne hätten als die völlige Ausrottung des deutschen Volkes. Er zitiert «die Pläne des Juden Kaufman in Amerika», und er sagt, Amerikaner und Engländer seien um kein Haar besser als die Bolschewisten, gegen die sich erstere im Falle der deutschen Niederlage in Europa gar nicht wehren könnten.

Wenn auch der Propaganda nicht mehr unbedingt Glauben geschenkt wird, so wirkt sie durch die Wiederholung und durch die krasse Darstellung der Lage doch auf die Gemüter, und selbst die Ausgebombten empfinden stets einen Schrecken, wenn sie an die Bolschewisten denken. Sie glauben, dass ihnen bei einem Einmarsch der Russen die letzten Möglichkeiten zu einer Rückkehr zu ihren Lebensgewohnheiten, ja vielleicht ihr Leben selbst, genommen würden.

Eine Verkäuferin schüttet ihr Herz aus

An einem der nächsten Tage, kurz bevor Berlin die erste Schreckensnacht einer Grossbombardierung erlebte, betrat ich die Filiale einer grossen Milchfirma, um einige Lebensmittel einzukaufen. Die Leiterin des Ladens war mir gut bekannt. Als ich unverhofft bei ihr eintrat, fragte sie mich, warum wir nicht in die Schweiz gefahren und dort geblieben

seien. Dort würden wir es doch viel besser haben. Sie hatte gedacht, ich sei mit meiner Frau in die Heimat gereist und war erstaunt, mich noch in Berlin zu sehen. Da sie Vertrauen zu mir gefasst hatte, klagte sie mir stets ihr Leid. Ihr Leben ging dahin im Ladendienst, unter ständiger und erschwerter Arbeitsleistung, weil die Mitarbeiterzahl infolge des totalen Krieges sank und sie die meisten Arbeiten allein verrichten musste.

Neben dem Verkauf und der Abrechnung hatte sie die Lebensmittelmarken aufzukleben, sie haftete für jede fehlende Einheit. Sogar die faulen Eier mussten gewissenhaft an die Zentrale zurückgeliefert werden, damit sie nicht in den Verdacht kam, unlautere Geschäfte gemacht zu haben und als «Volksschädling» verurteilt zu werden. Flaschenbier erhielt sie nur geliefert, wenn sie die nötige Anzahl leere Flaschen bereitstellen konnte. Und da ihr aus den im Laden aufgestellten Schaukästen regelmässig Biskuits und Pralines geklaut wurden, kam sie von Zeit zu Zeit bei der Abrechnung in die grössten Schwierigkeiten.

Wie bei vielen anderen, so fiel mir auch bei ihr auf, dass sie magerer geworden war und schlechter aussah als vor wenigen Monaten. Sie machte aus ihrer Verzweiflung kein Hehl, da wir allein im Laden waren. Die Luftangriffe auf Berlin hatten noch gar nicht richtig eingesetzt, in deren Verlauf auch ihre Filiale von einem Volltreffer hinweggefegt werden sollte. Aber schon jetzt schien sie am Ende ihrer Widerstandskraft zu sein. Hätte sie nicht arbeiten müssen, um sich und ihrer alten Mutter die Existenz

zu sichern, dann wäre sie, wie sie sagte, schon längst davongelaufen.

«Wielange soll das noch so weitergehen, ich bitte Sie, mein Herr, wann wird man diese Verbrecher endlich an den verdienten Galgen hängen? Wir werden alles verlieren, wir werden zugrundegehen, und kein Hund wird sich je um unser Los kümmern. Wir haben nichts als Arbeit und Schufferei. Wir reiben uns auf vor lauter Gewissenhaftigkeit, und dennoch werden wir verdächtigt und vom Chef angeschnauzt. Wir arbeiten bis in die Nacht hinein. Wir haften mit unserem Leben für die Abrechnung der Marken und Lebensmittel, und wenn wir endlich Urlaub haben, dann finden wir nirgends einen Ferienplatz. Wir werden um alles betrogen, und man macht uns schlecht, wo man nur kann. Wir werden zu Betrügern und Lügner. Man macht uns ja gewaltsam dazu. Die da oben haben gut reden. Sie leben einen guten Tag. Und wenn man abends nach Hause geht, dann wird man von Sammelbüchsen überfallen. Der Krieg wird immer verrückter und aussichtsloser. Die kämpfen um ihr Leben, und wir gehen alle dem Verderben entgegen, und wir können nicht einmal etwas dagegen tun. – Warum fahren Sie nicht in die Schweiz, es kann Sie doch keiner daran hindern!»

Wie oft hatte sie mir Ähnliches gesagt, und wie oft hatten andere mir in gleicher Weise ihr Herz ausgeschüttet. Doch sie versah weiter ihren Dienst, sie musste Geld verdienen, um leben zu können. Und sie wollte nicht ins Konzentrationslager geführt werden

oder den Kopf verlieren unter dem Fallbeil des Volksgerichtshofes.

Besuch beim guten Mittelstand

Mitten in einem Trümmerfeld stand unversehrt das Haus einer mir bekannten Familie. Der Vater war Ingenieur in einer grossen Rüstungsfabrik. Die Familie gehörte zum gut situierten Mittelstand, und ihre Einstellung war die gleiche von Tausenden deutscher Familien. Der Vater allerdings war eine Ausnahme, da er seit Kriegsbeginn skeptisch und ungläubig geblieben war. In Zeiten der Siege und Erfolge hat er niemals von seiner Ueherzeugung gelassen, dass sich das Kriegsglück eines Tages wenden würde. Er hatte den Krieg mit Russland vorausgesehen, und zwar nicht nur die Tatsache allein, sondern auch seine Entwicklung. Natürlich schenkte ihm niemand Glauben, aber er sollte recht behalten. Zudem war er klug genug, nur im intimsten Kreise seine Ansichten zu äussern und zu verfechten. Schon in Friedenszeiten hatte er nie viel von der Propaganda gehalten, er sah stets die reine Wirklichkeit, blieb nüchtern und klar und war somit eine seltene Erscheinung in diesem Volk, das allgemein so gerne glaubt und sich führen lässt.

Die Frau war mit ihrem Manne nie ganz einverstanden gewesen. Sie hatte ziemlich viel Nationalstolz, zweifelte anfänglich nicht am deutschen Siege, und wenn sie auch vieles am Nationalsozialismus ablehnte, so sah sie doch keine andere Möglichkeit für Deutsch-

land, zu leben, Politik zu treiben und diesen Krieg zu gewinnen. Ihr Trost, und derjenige vieler anderer, war, dass alles nach dem Kriege besser werde und dass man ihn deshalb erst einmal ertragen und durchkämpfen müsse. Wenn ihr Mann seine Einwände machte, dann forderte sie ihn auf, die Regierung selbst zu übernehmen und zu schauen, wie er mit allen Problemen fertig werde. Gegen diese weibliche Logik kam er dann nicht mehr auf.

Es war eigentlich zu verwundern, dass sie noch nicht zu einer Gegnerin des Regimes geworden war, denn sie erzählte mir, wie es ihrem Sohne im Arbeitsdienst ergangen war. Er hatte damals ständig Fieber, sah schlecht aus und litt unter unaufhörlichem Husten. Der Lagerführer schnauzte ihn regelmässig an, machte sich über seine Brille und seinen Leseeifer lustig und meinte, ein bisschen Fieber sei ganz gesund für einen Drückeberger. Da der Junge aus der Hitlerjugend kam und seine Aufgaben ernst nahm, liess er sich nicht unterkriegen und gab sich grosse Mühe, allen Anforderungen zu genügen. Diese waren sehr hoch, <lie Ernährung dabei nicht gerade gut. Als der Arbeitsdienst beendet war, musste er eine Erklärung unterschreiben, dass er bei der Entlassung vollständig gesund sei und beim Eintreten späterer Krankheiten keinen Anspruch auf Ersatzleistungen habe. Kaum war er zu Hause eingetroffen, stellte es sich heraus, dass er eine schwere Rippenfellentzündung hatte, in deren Gefolge dann Tuberkulose konstatiert wurde. Er wurde von Sanatorium zu Sanatorium geschleppt und erhielt keinen Pfennig Unterstützung.

Als Hitlerjunge schon war er in dünnen Kleidern zu Aufmärschen gegangen, es hatte geschneit und geregnet, und wenn die Mutter ihn warnte oder ihn dazu veranlassen wollte, einen Mantel anzuziehen, dann lachte er sie aus. Wenn die Eltern seinen fanatischen Wünschen nicht entsprechen wollten, dann antwortete er: «Ihr Alte müsst alle erst ausgerottet werden, damit die neue Zeit ihren Einzug halten kann!» Er huldigte mit allen anderen der bedingungslosen Gefolgschaftstreue und dem Führerprinzip, glaubte an den grossen Führer und an die Sendung der deutschen Jugend. Alle Ideale, alle Träume von Macht und Reich, und alle Erwartungen der erwachenden Männlichkeit vereinigten sich für ihn und seine Kameraden in Hitler, im Nationalsozialismus, in der Hitlerjugend. Demgegenüber waren alle Eltern machtlos. Die Jugend hatte sich selbständig gemacht, die Alten gehörten hinweg, sie waren nur lästige Hindernisse auf dem leuchtenden Weg in die Zukunft.

Nun hatte er seine Krankheit überstanden, er war nüchtern geworden wie sein Vater, gehörte jedoch der Partei als Mitglied an. Da er einmal eingetreten oder aus der Hitlerjugend übernommen worden war, schämte er sich, unter irgend einem Vorwand der Partei den Rücken zu kehren. Das hätte auch seine Zukunft sehr schwierig gestaltet. Auch die Mutter hatte sich gewandelt. Nachdem sie erkennen musste, dass die kleinen und grossen Fehler des Regimes ständig Zunahmen und schwerwiegende Folgen zeitigten, dass der Krieg immer härter und aussichtsloser wurde, be-

mächtigte sich ihrer, wie so vieler anderer, Kriegsmüdigkeit und Hoffnungslosigkeit; sie sah ihre Irrtümer ein, wusste aber keinen Ausweg, sah keinen Weg zum Frieden.

Sie begrüßte mich mit ihrem Sohne und begann sogleich von Hannover, ihrer Heimat, zu erzählen. Nach mehreren Angriffen im Sommer und Herbst hatte diese Stadt am 9. Oktober den grossen Schlag erlitten. Alle ihre Verwandten, auch ihre Eltern, hatten ihre Wohnstätten, ihre Geschäfte und Arbeitsstätten verloren und mussten evakuiert werden. In einer einzigen Nacht habe es 270 000 Obdachlose gegeben. Die Stadt sei völlig zertrümmert, nur wenige Häuser stünden noch unversehrt da. Von 28 000 Häusern seien 24 000 vollständig zerstört, und auch die restlichen 4 000 seien nur teilweise bewohnbar wegen Brandschaden in den Obergeschossen. Um den Hauptbahnhof läge alles in Trümmern, man könne die Stadt nicht wiedererkennen. Die ganze Altstadt sei wie weggeblasen. Sie sei hingefahren, um ihren alten Eltern zu helfen, und als sie aus den Trümmern des Bahnhofs herausgeklettert sei, habe sie zuerst den Weg zur ehemaligen Wohnung eingeschlagen. Erst unterwegs sei ihr zum Bewusstsein gekommen, dass ja der ganze Stadtteil ausgebrannt sei und nur noch aus Schutthaufen bestehe. Das habe sie beinahe umgeworfen, dann sei sie niedergeschlagen in einer anderen Richtung weitergelaufen, um die neue Unterkunft ihrer Eltern aufzusuchen.

«Sie können sich das nicht ausdenken», sagte sie zu mir, «Sie können sich eine solche Verwüstung ein-

fach nicht vorstellen. Die ganze schöne Stadt ist kaputt, ganze Viertel sind eingestürzt und ausgebrannt und ein einziges Ruinenfeld. Und trotzdem hat es nicht so viele Todesopfer gegeben, weil ein Teil der Bevölkerung schon evakuiert war. Man wird sie nie wieder aufbauen können, und denken Sie, was für eine schöne Stadt Hannover war. Innerhalb von vierzig Minuten war alles vernichtet.»

Noch im Herbst 1942 hatte sie zu mir gesagt, ihre Heimatstadt und Nordwestdeutschland brauchten nicht soviel zu befürchten, weil dieser Teil von den Engländern besetzt werde, und nicht von den Russen. Sie erzählte von abgeworfenen Flugblättern und von Gerüchten, nach welchen Hannover als ehemalige englische Residenzstadt nicht angegriffen werde. Nun erlebte sie die Zerstörung und den Untergang ihres Geburtsortes und erkannte, dass die Unerbittlichkeit dieses Krieges nicht Halt macht vor einstigen Bindungen, geschweige denn vor den Gefühlen und Hoffnungen einer Menschenseele.

Und nun berichtete sie von Kassel, von wo ihr Mann stammte. Die Angriffe auf Kassel seien noch schlimmer gewesen, die Toten hätten in den Strassen umher gelegen, die Verwüstungen seien unbeschreiblich, und viele ihrer Verwandten seien umgekommen. «Das wird immer schlimmer», sagte sie, «und wir kommen auch noch dran. Wir können nichts dagegen machen, denn die da oben werden nie nachgeben. Lieber lassen sie ganz Deutschland kaputt gehen, als dass sie Frieden schliessen. Das ist ja auch ganz unmöglich,

denn sie haben zu viel auf dem Kerbholz. Ist das nicht ein Wahnsinn, wozu soll das führen? Nachher sind wir alle arm und erledigt, und diejenigen, die an allem schuld sind, die schiessen sich eine Kugel durch den Kopf oder setzen sich in ein Flugzeug und fliegen zu ihrem Bankkonto».

«Was denkt denn Ihr Mann von der Lage?» fragte ich sie. «Na, er denkt sich seine Sache, Sie kennen ihn ja. Aber meinen Sie, dass er etwas daran ändern kann? Kürzlich haben sie in seiner Firma einen Arbeiter verhaftet, weil er über das Kantinenessen geschimpft hat. Da soll erst mal einer gegen Krieg und Politik auftreten, den hängen sie am nächsten Balken auf. Wir können alle nichts machen, wir müssen durchhalten, wir müssen still sein und arbeiten, denn wenn der Krieg wirklich verloren ginge, dann müsste sich jeder den schrecklichen Vorwurf machen, dass er mit daran schuld sei, weil er nicht alles hergegeben hat, um den Sieg zu sichern. Wenn wir nicht siegen, dann gehen wir unter.»

Sie wusste, was die Menschen in anderen Städten durchgemacht hatten, sie ahnte voraus, was auch Berlin noch treffen würde. Sie zweifelte schon längst am Siege und hielt Führung und Partei für unfähig. Und all das machte sie müde, niedergeschlagen und verzweifelt. Gleichzeitig aber klammerte sich ihre Hoffnung wieder an den Sieg, ihr Stolz bäumte sich auf gegen das Nachlassen ihrer Gläubigkeit und ihres völkischen Bewusstseins, und sie sah, wie die meisten Deutschen, in der Erfüllung von Arbeit und Pflicht den einzigen Ausweg aus der Katastrophe.

Ein Konfektionär macht Geschäfte und ist tolerant.

Den Industriellen und Grosskaufleuten erging es bis zu den schweren Zerstörungen durch die Luftangriffe im November 1943 im Vergleich zu den kleinen Geschäftsleuten und Ladenbesitzern noch gut. Auch nachher genossen sie eine tatkräftige Unterstützung durch die Regierung, wenn ihr Betrieb kriegswichtige Waren herstellte. Ein Teil dieser Leute war aus deutschem Patriotismus und wegen der Verpflichtung gegenüber der helfenden Staatsführung dem Nationalsozialismus wohlwollend oder wenigstens nicht gerade feindlich gesinnt. Ein Beispiel dafür ist ein Konfektionär, den ich persönlich kannte und der bedeutende Wehrmächtsaufträge erhielt. Er war etwa fünfzig Jahre alt und ein grosser Verehrer von Bismarck. Er lebte in Berlin und führte ein grösseres Haus. Da er Verbindungen zum Lande hatte, war sein Tisch immer reichlich gedeckt. Wenn er auch dem Nationalsozialismus nicht gerade als Gegner gegenübertrat, so betrachtete er ihn doch als notwendiges Uebel.

«Sehen Sie, Deutschland hat eben, entsprechend seiner geographischen Lage und seiner Qualität andere und grössere Aufgaben zu lösen als Ihr kleines friedliches Land», sagte er einst zu mir. «Natürlich ist die heutige Zeit hart und schrecklich, und man muss sich eigentlich fragen, wohin das alles führen soll. Aber es ist am besten, wenn man Optimist bleibt und an die Zukunft glaubt. Ich versuche, den Nationalsozialismus als die Wurzel des Neuen zu verstehen, das später einmal aus ihm entstehen wird. Ich glaube

auch nicht, dass dieses Regime lange bestehen wird. Das «tausendjährige Reich» ist eine Propagandaphrase. Aber es ist ja nun einmal klar, dass England uns nichts gönnt. Und dass die russische Gefahr beseitigt werden musste, das beweisen die Ereignisse an der Ostfront. Es gibt für uns keine Wahl mehr, unser einziges Ziel ist der Sieg.»

Als ich ihn über die Möglichkeit fragte, wie dieser Krieg hätte vermieden werden können, meinte er: «Wir waren dazu gezwungen, ihn zu führen. Und es ist besser, er kam 1939, denn später wären die Mächte noch stärker gerüstet gewesen. Der Krieg ist sehr schwer und wir werden arm aus ihm hervorgehen. Aber wir werden ihn nicht verlieren. Dafür sorgen unsere Soldaten.»

Über Hitler hatte er im Laufe unserer Unterhaltung gesagt: «Hitler hat ohne Zweifel hohe staatsmännische Eigenschaften. Sein Feldhermgenie wird zwar meiner Meinung nach allzu stark betont, obwohl er offenbar erstaunlich viel von militärischen Dingen versteht. Leider ist er kein Diplomat, und auch in seiner Umgebung sehe ich keinen fähigen Kopf. Unglücklicherweise hält er sich auf allen Gebieten für unfehlbar, und das führt mit der Zeit zu mehr oder weniger schweren Unzuträglichkeiten.»

Im Bürgertum trifft man weite Kreise, die so oder ähnlich denken. Der Glaube an das deutsche Soldatentum ist mit ein Grund für die Unerschütterlichkeit des Vertrauens in die Kriegführung gewesen. Es gab viele Leute, die in Bismarck den grössten Mann der deutschen Geschichte und in Hitler den Vollender

seines Werkes sahen. Da die Mittel, die jener zur Führung seiner Politik verwendete, nach deutschen Aussagen mindestens umstritten sind, braucht man sich nicht zu wundern, dass in diesen Kreisen auch für Hitler und die Partei einige Sympathien bestehen. Diese Menschen waren früher meist deutschnational. Nach der Schwenkung Hugenburgs zu Hitler fiel es einem grossen Teil des Bürgertums nicht schwer, sich ebenfalls umzustellen. Schliesslich blieb ihnen ja auch nichts anderes übrig, denn kein anderer war da, den man hätte wählen können. Viele versprachen sich grössere Gewinne durch die angekündigte «Ankurbelung der Wirtschaft». Und hatte Hitler nicht mit den Spitzen des Bürgertums, mit Papen, Thyssen und der Industrie verhandelt? Hatte nicht die Hochfinanz seine Wahlkampagnen und Propagandafilme bezahlt?

Viele Menschen aus der guten Gesellschaft hatten der Regierung blindlings Glauben geschenkt, und der anfangs günstige Verlauf des Krieges bestärkte sie in ihrer Haltung. Wie viele glichen doch jener ausland-deutschen Dame, die zum Tee bei Goebbels eingeladen war und die ich zufällig auf dem Rückweg antraf. Begeistert rief sie aus: «Goebbels war reizend! Er übt eine so grosse Anziehungskraft auf Frauen aus, und er hat uns so nette politische Witze erzählt!»

Trotz der Verhaftung vieler Geistlicher gab es eine ganze Reihe von Pfarrern, welche die Regierung unterstützten. Ich erinnere mich eines Pastors, dem ausser dem Himmelreich nichts über ein Glas Wein oder eine Tasse Bohnenkaffee mit einer schwarzen Zigarre ging, und der Hitler und den Krieg in jedes

seiner Gebete einschloss: «Herr, gib ihm Kraft für seine gewaltigen Aufgaben und führe ihn mit seinem Volke zum Frieden!»

Andere wiederum, wie der Direktor einer Berliner Weltfirma, blieben undurchdringlich. In elegantem Tonfall konnte er stundenlang weltgeschichtliche Betrachtungen zum besten gehen. Über das Kaiserreich, über das Hitlerregime oder den Krieg sprach er jedoch niemals. Niemand wusste, woran er bei ihm war und mit welcher Persönlichkeit er es zu tun hatte.

Ein Industrieller ist misstrauisch

Gehörte jener Konfektionär und Bismarckfreund eher zur gutmütigen Schicht des Bürgertums, so vertrat einer Industrieller, mit dem ich geschäftlich manchmal zusammenkam, eine Minderheit innerhalb dieser Gesellschaftsklasse, die den Nationalsozialismus seit jeher als ein Landesunglück betrachtete. Diese Minderheit lehnte den Nationalsozialismus schon rein ideologisch ab. Sie misstrauten den zu erwartenden Gewinnen, weil sie mit mehr oder minder starker Überzeugung den Krieg schon jahrelang voraussahen. Sie fühlten sich in ihrer weltbürgerlichen Lehensanschauung gefährdet und schliesslich auch getroffen.

Der genannte Industrieführer klagte mir im vergangenen Winter sein Leid. «Wofür gibt man eigentlich sein Geld aus, wozu sorgt man sich zwanzig Jahre lang, um seine Kinder anständig zu erziehen, wenn die Buben an der Front fallen und die Mädchen irgendwo als Nachrichtenhelferinnen unter die Räder kom-

men?» sagte er voll Kummer zu mir, denn einer seiner Söhne hatte den Soldatentod erlitten, und seine Tochter war seinerzeit mit knapper Not den vormarschierenden Russen entgangen, als sich die Deutschen aus dem Kaukasus zurückziehen mussten. Sie hatte sich an einen der letzten Züge geklammert, die aus dem Gebiet von Maikop abfuhren, und sie hatte schreckliche Dinge von diesem Rückzug berichtet.

«Wenn man hinter diesem Krieg wenigstens noch einen Sinn erblicken könnte, dann wären wir mit Herz und Hand dabei. Meine Freunde und ich halten ihn aber für eine sinnlose Schlächterei. Das deutsche Volk wird geopfert für die wahnsinnigen Ansprüche der Führung, die es selber niemals gestellt hat. Die Gegenwart sieht trostlos genug aus, und die Zukunft scheint mir noch verworrener zu sein. Ich grüble Tag und Nacht, und ich muss Ihnen sagen, dass ich keinen Ausweg sehe!»

Er zeigte auf eine Graphik an der Wand, die einen Elefanten darstellte, und wies dann zum Bücherschrank hinüber, auf dem eine ganze Reihe aus Elfenbein geschnitzter Dickhäuter stand. «Mein Grundsatz war immer: behalte dein dickes Fell, dann kommst du durchs Leben! Ich hätte nie gedacht, dass mir dieses Fell einmal zu dünn werden würde.»

Er bot mir eine Importe an, er servierte mir einen vorzüglichen Cognac, und indem er den hellblauen Rauch vor sich hinblies, fuhr er weiter: «Das bekomme ich noch in Holland. Aber auch dort werden unheimliche Preise verlangt. Die Zigarre kostet jetzt vier Mark, und für den Cognac bezahle ich weit über

hundert Mark. Wer weiss, wielange es das noch gibt. Ich komme ab und zu geschäftlich nach Amsterdam und kann es mir noch leisten.»

Dank seiner guten Beziehungen zum Lande und seines Reichtums war er stets gut versorgt mit Schinken, Würsten und Eiern, mit Geflügel und Fleisch. Aber die Zahl der Menschen, die die steigenden Preise bezahlen und die erforderliche Tauschware anbieten konnten, wurde immer geringer. Auch wurden die Vorräte der Landleute mit der Zeit erschöpft, und die Bauern hielten mit Verkauf und Tauschhandel zurück, um selber für die vorauszusehende Verschärfung der Lebensmittelknappheit Lager anzulegen.

Er lehnt die totale Wirtschaft ab

Das Geschäft brachte es mit sich, dass wir bald auf wirtschaftliche Dinge zu sprechen kamen. Er sagte mir, dass er mit vielen seiner Kollegen die staatlich gelenkte Wirtschaft als Feind betrachte, und auf meine Frage nach den Gründen zu seiner ablehnenden Haltung gab er mir einen kleinen Überblick über die Entwicklung der Wirtschaft:

«Die Staatsführung hatte die Absicht, die deutsche Industrie so leistungsfähig als möglich zu machen, um auf dem Weltmarkt nicht nur konkurrenzfähig zu werden, sondern den Weltmarkt zu schlagen. Neben den weltanschaulichen Hintergründen und der Rassefeindschaft gegenüber den Juden war dies wohl ein Hauptgrund für diesen Krieg. Die englische und amerikanische Konkurrenz sollte beseitigt werden. Hier wurde England ins Herz getroffen, und es war voraus-

zusehen, dass es sich die wirtschaftliche Kriegserklärung nicht gefallen lassen würde. Und die Vereinigten Staaten benutzten die kriegerische Verwirrung in Europa dazu, sich einen Löwenanteil am Welthandel zu sichern. Ich halte Amerika für sehr gefährlich, nicht nur für uns, sondern auch für England. Und da Russland im Grunde genommen nichts anderes beabsichtigt, prallen jetzt alle miteinander zusammen im Kampf um die Führung in der Weltwirtschaft. Das Ende dieser Katastrophe ist nicht abzusehen.»

Nach einer Pause fuhr er fort: «Dem Ziel unserer Regierung, den Weltmarkt zu erobern, dienten die vielen Handelsverträge, so mit Russland, mit der Türkei und andern. Infolge der Devisenschwierigkeiten beruhten diese Verträge mehr auf einem Austausch von Waren. Anfänglich erwies sich Deutschland in dieser Beziehung als wendiger. Amerika plagte sich mit seinen inneren Unzuträglichkeiten ab, und England verharrete zu sehr auf seiner kaufmännischen Überlieferung. Die Autarkie sollte Deutschland von den andern Grossmächten unabhängig machen und ihm im Falle eines Krieges eine eigene und ausreichende Produktion ermöglichen. Die Rohstoffe wurden von den andern kontrolliert und waren sehr teuer. Da die Autarkie nicht ausreichte, musste der Osten erobert werden, um die kriegsnotwendige Produktion zu sichern. Aber die Führung hat sich offensichtlich getäuscht, die Eroberungen wurden wegen der unerwarteten Überlegenheit des russischen Gegners im Stich gelassen. Ich bezweifle, dass wir im Osten noch einmal Vordringen können.»

Über den Vorkriegsexport Deutschlands befragt, antwortete er mir: «Der Export genoss eine weitreichende staatliche Unterstützung, die wir jedoch mit unserer wirtschaftlichen Selbständigkeit und dem Verlust des freien Handels bezahlen mussten. Die Exportware sollte so teuer als möglich, aber noch immer billiger als die betreffende inländische Ware sein. Da wir niemals zu so billigen Preisen hätten liefern können, bezahlte der Staat bis zu fünfzig Prozent Exportförderungsprämien. Dafür wurde auf die aus dem andern Land eingeführten Waren ein entsprechender Prozentsatz zugeschlagen. Sie war dadurch teurer, aber sie war damals wenigstens noch vorhanden.

«Die Firmen hatten also mit dem Export selbst nicht mehr viel zu tun?», fragte ich ihn, und er erklärte mir: «Nein, die schönen Zeiten, in denen wir Devisen in die Hände bekamen, sind schon längst vorbei. Das ganze Auslandgeschäft wickelte sich in Reichsmark ab, die wir vom Staat ausbezahlt erhielten. Der Export wurde staatlich gelenkt. Die ehemaligen persönlichen Vertreter im Ausland wurden abgelöst vom Auswärtigen Amt, das der eigentliche Verkäufer war. Sie wissen übrigens, dass die Exportproduktion wesentlich besser war als die minderwertige Inlandware. Noch heute werden Waren und Propagandaschriften wirtschaftlicher Art ans Ausland geliefert, die dort den Anschein erwecken sollen, als ob bei uns noch alles mehr oder weniger beim Alten sei.»

Da ich einwarf, dank dem geförderten Exportgeschäft hätten die Betriebe gewiss nicht schlecht abgeschnitten, entgegnete er: «Gewiss, die Verdienste waren

zeitweise recht gut, aber auch nur relativ betrachtet. Wir hatten gewisse Produktionsvorteile und genossen Unterstützung. Andererseits wurden wir auf vielen Gebieten eingeengt und eingeschränkt. Das Schlimmste aber war für uns die ständig zunehmende staatliche Bewachung. Das neue Aktienrecht hat uns viel Kummer bereitet. Der Krieg machte uns schliesslich ganz abhängig vom Staate, und wir fühlen uns heute nicht mehr als Wirtschaftsführer, sondern als Staatsbeamte. Die eigene Initiative wurde uns weitgehend geraubt, und die unzähligen Gesetze und Vorschriften zermürben uns von Tag zu Tag mehr. Zwar haben wir auf dem Papier ein grosses Vermögen in Reichsmark, aber ich betrachte das Geld schon längst als eine illusorische Erscheinung. Vorläufig ist es noch vorhanden, und der Staat beansprucht es seit Kriegsausbruch noch mehr als früher. Die Dividenden wurden auf sechs Prozent beschränkt, der restliche Gewinn sollte für Staatsaktien gezeichnet werden. Daher erklären sich auch die hohen Spenden für die Winterhilfe, die von grösseren Betrieben veräussert werden. Sie betragen zwischen dreissig- und dreihunderttausend Mark, die man lieber freiwillig verschenkt, als dass man sie versteuert oder in solchen Aktien anlegt.»

Auch die kleinen Kaufleute trauern dem freien Handel nach

Wir kamen auch auf die mittelständischen und sogenannten kleineren Kaufleute zu sprechen, und er sagte, dass auch sie vom Staat immer mehr bewacht und eingeengt wurden. Verkauf, Preis und Verdienst

werde ihnen bis ins einzelne vorgeschrieben. Sogar das Absatzgebiet dürfen sie nicht mehr selbst bestimmen, um Transportmittel zu sparen. Der Einblick des Staates in die Buchhaltung sei immer schärfer geworden. Infolge des Krieges und der Produktionsnotwendigkeiten habe der Staat viele Ladenschliessungen vorgenommen und daher viele mittelständische Existenzen in Frage gestellt. Der Kaufmann könne heute keine freie Bewegung mehr tun, da restlos alles vom Staat vorgeschrieben werde, was er tun und lassen dürfe.

Er berichtete weiter, dass bei den meisten Kaufleuten fast kein Verkaufsinteresse mehr bestehe. Die guten Waren hätten sie heimlich gehortet, nur die schlechte werde verkauft. Sie hofften auf die Nachkriegszeit, weil sie meinten, mit ihren aufgestapelten Waren als Erste ein gutes Geschäft machen zu können, und ausserdem entzögen sie dadurch dem Staat die Steuern.

Ich hatte nach einem Angriff gesehen, wie der Besitzer eines in Brand geratenen Haushaltgeschäftes sein Warenlager zu retten versuchte. Die ganze Strasse war vollgepfropft mit allerlei Gegenständen des häuslichen Bedarfs. Die Frauen griffen heraus, was ihnen am dringendsten fehlte, und dabei schimpften sie über den Ladenbesitzer, der sie jedesmal abgewiesen und getröstet habe, es sei noch keine Ware geliefert worden, sein Lager sei leer, und sie müssten sich noch gedulden. Auch er hatte auf Zeiten gehofft, in denen er mit grösserem Gewinn und mit weniger Abgaben

an den Staat seine gestauten Vorräte würde losschlagen können.

Ich erzählte dieses kleine Erlebnis meinem Bekannten, und er meinte dazu: «Je höher der Verdienst, desto höher die Steuern. Deshalb betrachten die Kaufleute heutzutage ihre Lagerware als beständigen Sachwert, den sie hüten, um ihn nicht nach dem voreiligen Verkauf in Reichsmark versteuern zu müssen. Die Verdienstspanne der mittleren Kaufleute ist ohnehin nicht sehr gross. Bei uns ist sie noch verhältnismässig günstig, obwohl auch uns die Steuerlast erheblich drückt. Aber der freie Handel ist verschwunden, und wir können das nicht verschmerzen. Aber auch die Vertreter des Kleinhandels trauern ihm nach. Die Einschränkungen und Vorschriften des Staates sind so unangenehm für den Einzelbetrieb, dass er lieber einen schlechten, aber dafür freien Handel sehen würde.»

«Die Zukunft sieht trostlos aus»

Um die Überwachung der Wirtschaft durch den Staat zu erläutern, erzählte er, dass oft grössere Stichproben vorgenommen würden, bei denen bis ins kleinste Detail alles geprüft werde, Warenquittungen, Verpackungsausgaben und dergleichen mehr. Jeder einzelne Betrag werde kontrolliert, und es sei sehr schwierig, den Staat zu hintergehen. Die Durchführung der staatlichen Kontrolle sei sehr straff und systematisch.

Als er von der Unterbindung der Initiative sprach, fügte er noch hinzu: «Wenn der lebensnotwendige

Umsatz erreicht ist, verlieren die Kaufleute der hohen Steuern wegen ein Interesse am Mehrumsatz. Im Kunsthandel zum Beispiel besteht eine Quittungspflicht des Käufers. Je nach dem Jahresumsatz belaufen sich die Steuerabgaben auf sechzig bis siebenzig Prozent. Wenn nun der Kunsthändler seinen Kunden kennt, dann verkauft er ihm einen Gegenstand, der im normalen Verkauf mit Quittung dreitausend Mark kosten würde, ohne Quittung für zweitausendzweihundert Mark. Sie teilen sich in das Geschäft und kommen beide besser weg als auf dem ordentlichen Wege.»

Ob er nicht glaube, dass sich im Falle eines deutschen Sieges der deutschen Wirtschaft in der Nachkriegszeit wieder grosse Möglichkeiten böten, fragte ich ihn. Die Antwort lautete skeptisch: «O nein! Abgesehen davon, dass ich und viele meiner Freunde die Hoffnung auf den Sieg schon längst aufgegeben haben, muss ich Ihnen gestehen, dass wir den Sieg des Nationalsozialismus gar nicht wünschen. Denn selbst in dem für uns günstigsten Fall eines vorteilhaften Kriegsendes würde doch der Wirtschaftskrieg mit grösster Erbitterung weitergeführt. Und das hätte zur Folge, dass die soeben angedeuteten Zustände innerhalb der staatlich gelenkten Wirtschaft andauern und sogar verschärft würden. Wir sehen unser Heil nur in einem erspriesslichen freien Handel, und der würde es dem Staate nicht ermöglichen, seine grossen Pläne durchzuführen, für die wir kein Interesse haben, und die wir auch ablehnen, weil wir nicht an die Eroberung der Welt glauben. Wir sehen nur, dass wir dadurch immer wieder in Konflikte verwickelt

werden, die, wie der augenblickliche, für uns lebensgefährlich sind. Und die Konfliktstoffe wären mit dem deutschen Sieg nicht aus der Welt geschafft. Der Krieg an den Fronten würde vielleicht eine Zeitlang unterbrochen, aber der Krieg als latenter Zustand würde fort dauern. Wir sind tatsächlich in eine verfahrenere Lage geraten.»

Und er fügte hinzu: «Der Staat braucht uns nicht mehr als Bürger und als Mittelstand. Er will uns zu seinen Beamten machen, und wenn ich offen sprechen darf: zu Dienern und Sklaven. Deshalb betrachte ich den Nationalsozialismus als unsern Feind. Im Grunde genommen herrscht in Russland und in Deutschland das gleiche System. Und nur durch die Beseitigung dieses Systems würden wir wieder ein persönlich und wirtschaftlich erträgliches Leben führen können.»

«Eine Niederlage des Nationalsozialismus würde aber das ganze Volk heimsuchen und nicht nur die Regierung», entgegnete ich. «Das ist ja auch meine Sorge», erwiderte er. «Die Zukunft sieht trostlos aus. Vielleicht werden die Angelsachsen gnädig sein mit denjenigen, die den Zielen der Regierung nur gezwungenermassen gedient haben. Aber die Verschärfung des Krieges lässt diese Hoffnung sinken. Ich glaube, dass wir uns von den kommenden Umwälzungen noch gar keinen richtigen Begriff machen können. Wer will heute sagen, wie weit die Bolschewisten ins Land Vordringen und ob ihnen die Amerikaner Halt gebieten können? Am Ende wird Deutschland zerstört und verarmt sein. Irgend eine Sicherheit gibt es heute nicht

mehr. Ich habe meine besten Sachen in ein Ausweichlager gebracht, denn ich warte täglich darauf, dass meine Wohnung und mein Betrieb den Bomben zum Opfer fallen. Ich habe Vermögen und vor allem Sachwerte. Die meisten stehen doch aber jetzt schon vor dem Nichts. Sie haben ihr Hab und Gut verloren und sind proletarisiert. Und ich weiss nicht, wann mein Ausweichlager zerstört wird. Die Bomben fallen nicht nur auf die Städte, sondern auch mitten aufs Land. Wenn es zu Unruhen kommt, dann verliere ich mein Vermögen auch ohne Kriegseinwirkung.»

Am Schlüsse unserer Unterhaltung sagte er düster: «Wenn ich mich in Deutschland umblicke, dann muss ich sagen, dass wir als Bürger die Niederlage bereits erlitten haben. Die Bombardierungen besiegeln eigentlich nur das Ende. Früher haben wir die weltanschaulichen Angriffe der Partei nie ernst genommen. Wir betrachteten sie als Kinderkrankheiten des Regimes. Freilich war der Nationalsozialismus mit seinen Angriffen auf unsern Stand zurückhaltend, weil er uns nicht Hals über Kopf beseitigen konnte und unsere Mitarbeit brauchte. Aber dann kam dieser unglückselige Krieg, und wir mussten uns dem Zwang der Ereignisse notgedrungen fügen. In Stalingrad sehe ich den von Bolschewismus und Nationalsozialismus verschuldeten Untergang unseres Mittelstandes, und ich glaube, dass dieses Ereignis nicht nur uns selbst betroffen hat, sondern seine Wirkung auf ganz Europa ausüben wird.»

IV. Kapitel

Hoffnung bei den Intellektuellen?

Verschwörernest im Tabakladen

Bei der Betrachtung der deutschen Gegenwart stellt sich unwillkürlich die Frage der Nachkriegsprobleme. Werden die deutschen Intellektuellen zur Lösung dieser Fragen einen positiven Beitrag leisten können? Meine Gespräche mit ihnen konnten mir keinen wesentlichen Aufschluss geben. Dennoch erlaubt die Haltung dieser Kreise gewisse Rückschlüsse auf die Zukunft.

Aufschlussreich in dieser Beziehung waren meine Erlebnisse in einem Tabakladen, in welchem ich bis zur Bombennacht vom 22. November meine Zigaretten zu kaufen pflegte. Der Besitzer trug zwar das Parteiabzeichen im Knopfloch, doch war *er* mit der Zeit zu einem überzeugten Gegner des Nationalsozialismus geworden. In seinem Laden gaben sich abends regelmässig einige Menschen ein Stelldichein, um die neuesten Meldungen zu besprechen, die jüngsten politischen Witze zu erzählen und für eine Viertelstunde Erholung zu suchen in einer wahrhaft freien Gemeinschaft der Geister. Hier hatte einst auch der ausgewiesene Vertreter einer bekannten Schweizer Zeitung seine Zigaretten gekauft und manche treffliche Kom-

mentierung der allgemeinen und besonderen Lage abgegeben. Waren wir unter uns, dann glich der nüchterne Laden einem Griechenland im kleinen. Der Besitzer servierte auf Untertassen Pudding mit Beeren-saft, und da nur ein einziger Teelöffel vorhanden war, konnte sich nur einer nach dem andern dem Genüsse hingehen. Dafür hatte immer nur einer einen verstopften Mund, und die Unterhaltung fand keine Einschränkung. Dazu gab es richtigen Schwarztee, der beinahe nirgends mehr erhältlich war. Zur Feier besonderer Zusammenkünfte wurde jeweils ein Flasche Vermouth oder bulgarischen Rotweins geöffnet, und ihr Inhalt wurde aus kleinen Gläsern mit dem Behagen verbotener Genüsse geschlürft. Dann wurde philosophiert, dann wurde die Welt in die Senkel gestellt, und wehe den Machthabern, wenn unsere Pläne Wirklichkeit geworden wären, und wehe uns, wenn sie davon erfahren hätten.

Wer den besten politischen Witz erzählte, bekam einige Zigaretten extra. Es gab ja nur drei Stück pro Tag, oder statt dessen eine Zigarre in zwei Tagen. Unter dem Deckblatt befand sich eine Papierhülle, die den kleingeschnittenen Tabak zusammenhielt. Für ein Paket Tabak musste man zehn Abschnitte von der Tabakkarte opfern und selbst für Kautabak wurden Punkte abgeschnitten. Die Knappheit wirkte sich in den unglaublichsten Formen aus. Die starken Raucher sammelten ihre Zigarren- und Zigarettenstummel, um sie in der Pfeife oder in seihst gerollten Zigaretten zu verwerten. Wer auf Hygiene hielt, der kochte sich die Stummel aus und trocknete sie auf einem Lösch-

papier über der Heizung. Dann wurden sie kleingeschnitten und vermischt mit Lavendel, Rosen und Weichselblättern, mit Pfefferminz-, Kamillen- und Lindenblütentee, den man in den Drogerien noch erhalten konnte. Oft hatte ich beobachtet, wie in späten Abendstunden ärmliche Gestalten durch die Restaurants von Tisch zu Tisch huschten, um die Aschenbecher zu leeren. In den Untergrundbahnhöfen wischten die Beamten nach Verkehrsschluss die Perrons, und sie hatten immer zwei Eimer bei sich, einen für den zusammengefügten Schmutz, und den zweiten für die weggeworfenen Stummel.

An den Endstationen der Untergrundbahn kippten Kinder die Aschenbecher um, und auf die Frage, was sie mit den aussortierten Zigarettenstummeln anfangen wollten, antworteten sie: «Die bringen wir Müttern, die macht neue daraus und verkauft sie.» Auf den Strassen sah ich die Süchtigen den Strassengrahen entlang schleichen, gebückt und aufmerksam, und von Zeit zu Zeit hoben sie ihre kostbaren Funde auf. Es war keine Seltenheit, es fiel gar nicht mehr auf, dass siehst Menschen aus den besseren Kreisen eine Büchse mit sich führten, in welcher sie die Überreste ihrer Glimmstengel sammelten. Dabei traf nur selten ein verschämter Seitenblick den Nachbarn.

Und wir waren nicht viel besser, die wir liier um das Telephontischchen herum auf bequemen Sesseln sassen und danach trachteten, mit einem guten Witz ein paar Zigaretten zu ergattern. Immerhin war das noch billig, denn auf dem schwarzen Markt wurde schon damals für eine Zigarette, die mit Kriegssteuer

zusammen 5 Pfg. kostete, eine Mark bezahlt. Als der Preis seinerzeit noch 30 Pfg. betrug, hatten viele mit stolzeschwellter Brust erklärt, solche Phantasiepreise würden sie niemals bezahlen. Heute legen sie eine Mark oder mehr auf den Tisch, ohne mit der Wimper zu zucken.

Hier trafen sich einige Chemiker, ein Flugzeugingenieur, ein Schriftsteller und einige Gesinnungsgenossen regelmässig zum Gedankenaustausch. Selbst wenn wir keine Tahakpunkte mehr hatten und gar nicht im Sinne hatten, einzukaufen, versammelten wir uns in dem kleinen Eckladen, weil es jedem zum Bedürfnis geworden war, vor dem Abendessen ein paar freie Worte zu sprechen und zu hören. Hier wurde der Krieg verurteilt, und die Führung mit ihrem Machtapparat, mit Partei und Propaganda erschien in den Gesprächen als die bestgehasste Einrichtung auf der Welt. Wohl gemerkt, es waren alles Deutsche, die hier zusammen kamen und ihrem Herzen Luft machten; ich war der einzige Ausländer.

Man traf, gerade unter den akademischen Berufen und Intellektuellen, nur äusserst selten jemand an, der für den Nationalsozialismus gewesen wäre. Hier wurde schon 1941/42 der Krieg und seine Entwicklung mit grösster Skepsis betrachtet, ja, man zweifelte nicht an seinem schlechten Ausgang. Dabei beruhte die schlechte Prognose nicht nur auf Mutmassungen, Misstrauen und Abneigung der Intellektuellen gegen das Regime, sondern auf der Sachkenntnis über die Feindmächte, ihre Produktion, ihren Reichtum an Rohstoffen, ihre Rüstungsindustrien, ihre Ernährungs-

basis, Politik und Mentalität. Diese Leute ahnten die Entwicklung der amerikanischen Luftwaffe und den Aufschwung des amerikanischen Schiffsbaues voraus, bevor Hitler den Krieg an die Vereinigten Staaten erklärt hatte. Und als es soweit war, sagten sie die Ueberlegenheit der Alliierten voraus und meinten, wenn es noch eines Umstandes bedurft hätte, um Deutschlands Niederlage zu besiegeln, dann sei es dieser. Für die deutsche Propaganda, die Henry Kayser lächerlich machte, die amerikanische Produktion verspottete, Hüll als greisen Dilettanten, ICnox als unfähigen Grossprecher hinstellte und Roosevelt als den «kranken Mann in Washington» bezeichnete, hatten sie nur ein aus Wut und Verachtung gemischtes Grinsen übrig.

Der Flugzeugingenieur konnte uns genaue Angaben machen über die Produktion an Bombenflugzeugen, Jägern und Langstreckenjägern, über ihre Qualität und Ausrüstung, über Flugstützpunkte, Ausbildung und Mannschaftsbestände der Vereinigten Staaten. Er bezeichnete sie als Deutschland weit überlegen und hielt den Zeitpunkt, von welchem an sich dies in wachsendem Masse erweisen würde, bereits für gekommen.

Die Chemiker kamen immer wieder darauf zurück, dass die nationalsozialistische Judenpolitik die besten Wissenschaftler, gerade auf den Gebieten der Chemie und Physik, den Engländern und den Amerikanern in die Arme getrieben habe, und dass diese Leute drüben mit wahrer Begeisterung und mit jeglicher Unterstützung gegen Deutschland arbeiten wür-

den. Sie unterschätzten zwar ihre eigenen Erfinder und Fachleute keineswegs, aber sie erklärten, die Einschränkungen infolge Rohstoffmangels, Sparsamkeit und Beengungen aller Art seien sehr gross. Im Übrigen war ihre Ansicht die der meisten Intellektuellen, die sagten, Deutschland habe in dem Augenblick verloren, als ihm England den Krieg erklärte.

Ein Redakteur betet zu Gott und gibt sich einen Ruck

Am 30. Januar 1943 war ich, zusammen mit dem Redakteur einer der grössten deutschen Tageszeitungen, in einer kleinen, intimen Gesellschaft eingeladen. Wir stellten das Radio an, um einen Ausschnitt aus der Rede Goebbels zu hören, der eben dabei war, mit sich überschlagender Stimme den «totalen Krieg» zu verkünden. Er verlas eine Proklamation Hitlers und im Anschluss daran sagte er, der Führer könne leider nicht an der Kundgebung im Sportpalast teilnehmen, weil er bei seinen Soldaten an der Front bleiben wolle. «Auf dem Obersalzberg», stellte unser Redakteur richtig. «Er hat einen Nervenzusammenbruch gehabt und lässt sich nicht blicken.»

Goebbels schrie: «Wollt Ihr den totalen Krieg?» Und die heisere Menge brüllte: «Ja!»

Dieser kleine Ausschnitt hatte uns genügt, um die Lage in schlagartiger Beleuchtung zu sehen. Spät in der Nacht begleitete ich meinen Bekannten durch den Stadtteil Bellevue und durch den Tiergarten heim. Aus einem Hause wurden Juden davongeschleppt.

«Es gibt keine Schweinerei, die diese Verbrecher nicht begehen würden», zischte er. «Es kann überhaupt nicht geschildert werden, was sie auf dem Gewissen haben, und wenn der Tag der Rache kommen wird, dann wird es ein fürchterliches Blutbad geben. Wir dürfen gar nicht daran denken, weil wir sonst keine ruhige Minute mehr hätten. So eine Einladung im kleinen, vertrauten Kreise ist eine Wohltat für mich. Wir haben nichts als Albernheiten getrieben, aber das lässt einen wenigstens für ein paar Stunden das Grauen vergessen. Wir gehen einem schrecklichen Ende entgegen, denn die ungeheuerlichen Verbrechen, die begangen worden sind, müssen eines Tages gesühnt werden, das ist meine feste Überzeugung. Ich bin ein ehrlicher Christ, und nur im Gebet finde ich die Kraft, die irrsinnige Belastung zu tragen, welche das Leben uns aufbürdet. Den ganzen Tag und die ganze Nacht, wenn ich Dienst habe, werde ich zum Lügen gezwungen. Ich bin mitverantwortlich für das, was in die Zeitung kommt und was dem Volk zu lesen gegeben wird. Und ich weiss, dass ich es alle Tage in die Irre führe. Ich versuche, zwischen den Zeilen durchblicken zu lassen, w'as ich nicht wörtlich sagen darf. Aber es ist nur wenig, was man auf diese Weise anbringen kann, und nur einzelne verstehen es, das herauszulesen, was gemeint ist. Aber es ist immer noch besser, ein Mann wie ich besorgt die Redaktion, als wenn ein Nazi noch mehr Gift austreut. Manchmal glaube ich, dass ich wahnsinnig werde, aber zu Hause wartet eine Frau mit einem Kind auf mich, und dann gebe ich mir wieder einen Ruck.»

Trio der Unpolitischen

Viele Intellektuelle wollen mit Politik nichts zu schaffen haben. So zum Beispiel das Trio der Unpolitischen, von dem im folgenden die Rede sein soll. Hierzu gehörte ein bekannter Arzt, der seine politische Meinung und Einstellung schon längst abgeschlossen hatte. Er fand es unappetitlich, überhaupt noch von Politik und Krieg zu reden. In seinem Gefolge befanden sich ein Bildhauer aus adliger Familie und ein Sänger, die sich von den gleichen Überzeugungen leiten liessen.

Sie hatten den Verein der Unpolitischen begründet, da sie einsahen, dass sie und alle übrigen an der Lage und an der Entwicklung nichts ändern könnten. Für sie existierten nur ihre Berufe, ihre Kunst und ihre Briefmarkensammlungen. Ich hatte dann und wann an ihren Zusammenkünften teilgenommen, und es fiel nie ein Wort über Dinge, die nicht ausschliesslich zu diesen Gebieten gehörten. Es war erstaunlich, mit welcher Kunst der Abwandlung sie sich stundenlang über eine einzige Briefmarke unterhalten konnten. Das war ihre Flucht vor der Wirklichkeit, ein wenig krampfhaft, aber konsequent durchgeführt.

Der Bildhauer betrachtete die Herrschaft der Nationalsozialisten als eine Art von Schlamperperiode in der Geschichte, und damit war seine politische Konzeption ausgesprochen. Er achtete darauf, keine schmutzigen Schuhe zu bekommen und nicht stecken zu bleiben.

Den Sänger hatte man einst dazu zwingen wollen,

in die Partei einzutreten. Er hatte sich mit allzu grossem Pathos dagegen gewehrt, und seither bekam er an keiner einzigen Bühne des Reiches ein Engagement. Er fristete sein Leben vom Ertrag seiner privaten Gesangstunden, ging hochoberhobenen Hauptes durchs Dasein und kultivierte gegenüber seinen Widersachern einen unnahbaren Stolz. Alle drei betrachteten es als unter ihrer Würde stehend, politische Witze anzuhören oder zu erzählen. Sie vermieden es, sich dann in ein Lokal zu setzen, wenn der Lautsprecher zum Nachrichtendienst eingestellt werden musste, was in den deutschen Gaststätten obligatorisch ist.

Ein Heeresbeamter sagt seine Meinung

Wenige Tage nach meiner Rückkehr in die Reichshauptstadt traf ich einen höheren Beamten, der dem Heeres-Bekleidungsamt angehörte, das bereits im August aus Berlin in eine sächsische Stadt verlegt worden war.

Er berichtete von der Evakuierung seines Amtes. Von heute auf morgen mussten alle Beamten ihre Berliner Wohnung aufgeben, und da sie in der kleinen Stadt in Mitteldeutschland keine Unterkunft finden konnten, wurden sie kaserniert. Ihre Familien mussten in Berlin bleiben.

Auch er zweifelte nicht am schlechten Ausgang dieses Krieges. Als ich ihm erzählte, dass ich öfter den Wunsch zu hören bekäme, Hitler und die Partei möchten den Krieg verlieren, antwortete er wörtlich: <Das habe ich in meinem Amt auch schon mit wahrer In-

brunst aussprechen gehört.» Ich misstraute ihm ein wenig, weil er den Nationalsozialismus glühend hasste und deshalb wahrscheinlich zur Übertreibung neigte.

Auch er sah schreckliche Zeiten voraus. Auf meine Frage, warum die vielen Menschen, die doch mit dem Lauf der Dinge nicht einverstanden seien, den Nationalsozialismus ablehnten und vorausahnten, was noch bevorstehe, sich nicht Zusammenschlüssen zu einem wirksamen Protest und eine Regierung bildeten, die ihnen besser entspräche, antwortete er resigniert: «Was wollen wir denn tun? Wenn wir zu laut sprechen, dann werden wir verhaftet, wenn wir eine Aktion unternehmen wollten, dann brauchten wir Waffen, und bevor wir etwas beginnen könnten, würde uns die SS niedermähen. Himmler ist wachsam, und er bereitet sich mit allen Mitteln auf seine Zukunft vor. Dagegen können wir nichts machen.»

Da unser Restaurant nicht der rechte Ort für solche Gespräche war, suchten wir meine Wohnung auf. Ich erzählte ihm, dass ich mich mit vielen Menschen, darunter vielen Intellektuellen, unterhalten habe. Ich müsse mich darüber wundern, dass fast alle gegen Hitler seien, über die Massnahmen der Regierung und Partei schimpften, auch die Möglichkeit eines schlechten Kriegsausganges ins Auge fassten. Aber dennoch liessen sie sich alles gefallen und seien nach aussen treue Anhänger der Partei. Die meisten Menschen würden doch auf diese Weise an einem inneren Zwiespalt leiden, der sie, abgesehen von den Wirkungen des Krieges, mit der Zeit aufreiben müsse.

Er bestätigte meine Ansicht, doch sagte er, wenn der Druck nicht nachlasse und keine überstürzten Ereignisse eintreten würden, dann könne dieser Zustand noch lange anhalten. Wenn aber die Niederlage erst einmal Wirklichkeit werde, dann käme der grosse innere Zusammenbruch. Gerade mit diesem furchtbaren Zwiespalt bahne sich die Katastrophe an. Die Situation sei mit einer Lawine zu vergleichen, zu deren Auslösung es nur einer geringfügigen Ursache bedürfe. Erst ihr Ausmass und die durch sie angeordneten Verwüstungen liessen nachträglich ahnen, welche zerstörerischen Kräfte sich in aller Stille angesammelt hatten.

«Diejenigen, welche schimpfen können», sagte er zu mir, «sind eigentlich beneidenswert, denn sie können sich von Zeit zu Zeit Luft machen und halten es dann wieder eine Weile aus. Aber meist sind es primitive Leute, und ihr Schimpfen führt zu nichts. Sie können dem Regime nicht gefährlich werden, weil sie zu weiterem nicht fähig sind. Goebbels hat in einem seiner Artikel im «Reich» gesagt, das Schimpfen sei der Stuhlgang der Seele, und damit versuchte er nicht nur, mit einem derben Schlagwort die Stimmung einigermassen aufzufangen, sondern er tat auch kund, dass der Führung diese Regung des Volkes nicht fremd sei, und dass sie diese nicht zu fürchten brauche. Solange in Deutschland noch geschimpft wird, ist es nicht schlimm. Das Schimpfen ist meist ein Zeichen von Ohnmacht. Viel ärger sind die anderen dran, die alles in sich hineinfressen müssen, die nicht wagen dürfen, ein lautes Wort zu sprechen, und

die durch ihre Einsicht in die wahren Verhältnisse der Welt wissen können, was geschehen wird. Sie leiden schon Jahre vor dem Zusammenbruch, doch sie müssen Rücksicht nehmen, sie haben Stellung, Frau und Kind, die sie erhalten müssen. Und schliesslich will keiner im Konzentrationslager enden.

Da die Angst vor der Geheimpolizei und ihren Spitzeln sehr gross ist, wird im Allgemeinen nur innerhalb der eigenen vier Wände geschimpft. Da wird gegen Einrichtungen und Massnahmen gewettert, da werden die Bonzen geschmäht, und die Einschränkungen verdammt, da weiss jeder, dass er es besser gemacht hätte, wenn er an verantwortlicher Stelle sässe. An der Öffentlichkeit aber wagen es nur die wenigsten, zu ihrer Meinung zu stehen. Sie sind verängstigt und eingeschüchtert, und deshalb darf es sich die Führung auch erlauben, ihren Spott über die «Biertischstrategen», über die Meckerer und Miesmacher auszugiessen. Und von Zeit zu Zeit werden in der Presse Urteile gegen allzu Unzufriedene veröffentlicht, die zur Abschreckung der Massen dienen sollen.»

Ich sagte zu meinem Bekannten, ob er nicht der Meinung sei, dass dieser Krieg für Deutschland viel eher erfolg- und siegreich ausgehen würde, wenn alle Kreise, alle Schichten, alle Einzelnen an der nationalen Sache vorbehaltlos mitarbeiten würden, wenn sie an die Führung glauben und ihr nicht so viel Widerstand entgegensetzen würden, und wenn gerade die Intellektuellen und Gebildeten ihren Reichtum an Kenntnissen und Kultur dem Volk, seiner Führung und Politik zur Verfügung stellen und so die

krassen Auswüchse mildem und eine den positiven deutschen Eigenschaften entsprechende Linie erreichen würden.

«Das Tragische ist», so antwortete er mir, «dass das Recht eigentlich auf deutscher Seite ist, dass es aber von Verbrechern verfochten wird. Das Volk glaubt an sein Recht. Es hat einst Hitler zugejubelt und ihn wie einen Erlöser begriisst, es hat sich diese Führung selbst gegeben. Und nun wird es von ihr getrieben wie eine wehrlose Herde. Die Juden wurden verfolgt, verhaftet und umgebracht, die Synagogen wurden in Schutt und Asche gelegt. Die politisch Andersgläubigen wurden in Konzentrationslagern langsam unschädlich gemacht. Der Krieg wurde mit allen Mitteln vorbereitet. Ohne die leiseste Ahnung von Diplomatie fuhr man mit dem Kopf durch die Wand. Man trieb die Wehrmacht von einer Katastrophe in die andere. Man predigte einen Sozialismus, zu dem man sich selbst nicht verpflichtet glaubte. Man log uns jahrelang an und gaukelte uns den Sieg vor, und schliesslich entpuppte sich alles als Schwindel, die Fronten rückten uns immer näher, und das Land wird aus der Luft verwüstet. Dabei hat man uns mit allen Mitteln zur Arbeit und

Rüstung gezwungen, mit Propaganda verdummt und hat Akademiker und Intellektuelle verspottet und verhöhnt. Jede Freiheit wurde ihnen genommen und Goebbels beschimpfte sie als «Intellektuaille». Die Partei benutzte den Krieg, die Abwesenheit vieler Intellektueller infolge Kriegsdienstes und ihr Ausscheiden durch den Soldatentod, um in alle Schlüsselstel-

lungen einzurücken und die Macht auch hier an sich zu reißen. Deshalb wird die Partei nie das ganze Volk erobern können. Und wir wollen diesen Krieg gar nicht gewinnen, weil wir wissen, dass wir dann in endloser Sklaverei enden müssten.»

«Wenn Hitler diesen Krieg verliert», sagte ich zu ihm, «dann verlieren Sie selbst ihn doch auch und haben unter den Folgen zu leiden. Dann wird doch vermutlich der Bolschewismus hier seinen Einzug halten.»

«Was kann schlimmer sein als die Nazityrannei?» entgegnete er. «Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Russen schlimmer sind. Ich glaube, dass es auf jeden Fall schlecht herauskommen wird, ob Hitler siegt oder verliert.»

Ich fragte ihn, was er sich von der deutschen Intelligenz für den Fall einer Niederlage verspreche. Ob sie eine gemeinsame Aktion unternehmen würde, um das Los ihres Vaterlandes zu erleichtern. Seine Antwort fiel sehr zweifelnd aus:

«Sehen Sie, diese Kreise haben bisher nie die Kraft aufzubringen vermocht, eine politische, staatliche und völkische Lebensgestaltung durchzusetzen, die den positiven Anlagen des deutschen Volkes sowohl, als auch dem ruhigen Entwicklungsbedürfnis Europas entsprochen hätte. Das demokratisch© Deutschland hallte wider vom Streit der Gelehrten, vom bissigen Kampf der Meinungen, aber mangels einer Tradition, mangels einer grossen Linie, und weil der Wille zur Zusammenarbeit fehlte, mündete die plan- und ziellose, die unverstandene Demokratie schliesslich in ei-

nen Cäsarismus krassester Färbung aus. Nun zogen sich die geschmähten Intellektuellen in den Schmollwinkel zurück und wussten natürlich alles besser. Sie schimpften und grollten und wünschten der Führung die Pest an den Hals. Aber sie hatten seinerzeit das Staatsschiff nicht zu lenken vermocht, sie haben Hitler nicht daran gehindert, die Macht zu ergreifen. Viele schenkten ihm Glauben als er Polen, Norwegen und Frankreich besiegte. Nun, da sie sich in ihren irrigen Hoffnungen getäuscht sehen, hassen sie den Nationalsozialismus erst recht. Unsere Intellektuellen sind wie die Kinder, unreif, politisch unfähig und ohne die nötige Verantwortungsbereitschaft. Trotz ihres manchmal erstaunlichen geistigen Hochmuts leiden auch sie unter dem Herdeninstinkt. Nun sind sie allmählich mürbe geworden. Sie haben auch keine besseren Ideen als die deutsche Einheit, das unbesiegte Vaterland, den Traum vom Reich. Am liebsten sähen sie ohne Anstrengung ein mächtiges Reich wachsen, das Weltgeltung besässe. Und wenn es soweit wäre, würden sie Hitler gern verabschieden, damit sie die Früchte einer solchen Stellung ohne geistige und freiheitliche Beschränkung geniessen könnten. Ich halte sie nicht für fähig, im Falle einer Niederlage Deutschland zu halten und seine Zukunft zu gestalten.»

Wir sprachen bis tief in die Nacht hinein, und nachdem er gegangen war, liess ich die Eindrücke dieser Tage noch einmal an mir vorbeiziehn. Dieses Leben kam mir vor wie eine gefährliche Unwirklichkeit. Die Menschen schienen Schemen zu sein, die auf dem dünnen Eise ihrer Ahnungslosigkeit, ihrer Selbst-

täuschung und ihrer Irrtümer dahintanzten, bis sie eines Tages durchbrechen und vom Strudel der Ereignisse verschluckt würden. Und die vielen, welche das Kommende zu ermessen vermochten und herannahen sahen, erschienen mir wie Verdammte, die an einen Teich gefesselt waren, dessen Spiegel ständig stieg und die, wenn sie um Hilfe riefen, erbarmungslos auf seinen Grund herabgezogen würden. Sie erlitten den Untergang schon tausendmal im Voraus.

V. Kapitel

Wo steht der deutsche Arbeiter?

Mit Arbeitern hatte ich selber nur wenig Kontakt. Viel besser kannte sie bei ihnen einer meiner Freunde aus, der in einer Berliner Rüstungsfabrik als Angestellter tätig war.

Ich befragte ihn über die Stimmung der Arbeiterschaft, weil er täglich in seinem Betrieb mit diesen Leuten zusammenkam und genügend offene und un-terirdische Beziehungen hatte, um über genaue Kenntnisse zu verfügen. «Die Stimmung der Arbeiter ist schlecht», sagte er in seiner kategorischen Weise zu mir. «Sie verdienen wohl im Allgemeinen mehr als im Frieden, namentlich in der Rüstungsindustrie, aber sie können sich ja nichts dafür leisten. Es gibt nichts zu kaufen, der schwarze Markt ist für sie zu teuer, und nachgerade wird neben dem Geld für alle Artikel immer mehr gute Tauschware verlangt, die sie nicht bieten können. Ausserdem ist die Arbeitszeit verlängert, die Ermüdung nimmt zu, und sie haben auch schon wegen der Vorsorge gegen Alarm- und Angriffs-gefahr gar nicht Zeit, um einkaufen, einhandeln und auf Warensuche zu gehen. Natürlich gibt es immer einzelne, die Mittel und Wege finden, um einen schwunghaften Tauschhandel zu betreiben. In mei-

nem Betrieb ist ein Arbeiter, dessen «Einkommen» auf diese Weise höher ist, als das des Direktors. Er handelt und tauscht mit all dem, «was es nicht gibt». Er beschafft sich die Ware und gibt sie gegen höhere Preise und Tauschmittel weiter. Und er kommt nicht zu kurz dabei, das kannst Du mir glauben.»

«Wie ist es denn mit der Ernährung, sicher ist sie der Hauptgrund für die schlechte Stimmung», fragte ich ihn. – «Dafür gibt es noch viele andere Gründe, aber der Kochtopf ist sehr wichtig. Die Arbeit ist überall länger und schwerer geworden. Dabei ist die Ernährung gerade noch ausreichend, um die Leute nicht hungern zu lassen. Sie ist aber für schweizerische Begriffe unvorstellbar schlecht. Jetzt gibt es ja mehr Brot, aber kein Mensch weiss, was er dazu essen soll. Die Kartoffeln sind sehr knapp und oft von minderer Qualität. Das Kantinenessen wird manchmal als gut oder hinlänglich bezeichnet, meist ist es aber unzureichend und ohne grossen Nährwert, weil alles verkocht ist.»

Ich bemerkte, dass dies eigentlich überall der Fall sei, auch in den Wirtschaften. – «Die Arbeiter nehmen ihr Frühstück mit», sagte er, «mittags essen sie in der Kantine und abends zuhause. Die einzige richtige Hauptmahlzeit ist das Abendessen. Und wenn auch die Frauen arbeiten müssen, dann bereitet natürlich das Einkäufen Schwierigkeiten. Zwar wird die Ware für die Berufstätigen, für sogenannte «Spätkunden» zurückgelegt, aber nur zu oft steht man abends vor einem ausverkauften Gemüseladen. Man muss immer wieder nach fragen, und das kostet Zeit

und Mühe. Die Frauen stellen sich manchmal stundenlang an, um einen Kohlkopf oder ein paar Pfund Kartoffeln zu bekommen.»

«Wie steht es denn mit den Zulagen für Schwer- und Schwerstarbeiter?» fragte ich ihn. – «Soviel macht das nicht aus», meinte er, «sie bekommen schon mehr Lebensmittel, dafür ist aber auch ihre Arbeit bedeutend anstrengender. Wenn schon alle, die nicht körperlich arbeiten, ständig unter einem mehr oder weniger hartnäckigen Hungergefühl leiden, dann kannst Du Dir vorstellen, wie den Arbeitern zumute ist. Aber niemand kann reklamieren, und im Grunde genommen müssen sie zufrieden sein, dass sie wenigstens die ihnen auf ihre Karten zustehenden Lebensmittel regelmässig erhalten können. Im Vergleich zum letzten Weltkrieg geht es in dieser Beziehung heute den meisten doch wohl besser. Aber schon 1940 klagten hauptsächlich körperlich voll beanspruchte Arbeiter über Schwächezustände. Es werde ihnen oft schwarz vor den Augen und sie benötigten häufigere Ruhepausen, um Erschöpfungszustände zu überwinden. Du siehst ja, wie sich das Aussehen der arbeitenden Bevölkerung in der letzten Zeit zusehends verschlechtert hat.»

«Glaubst Du nicht», fragte ich ihn, «dass dies alles sehr gefährlich ist, denn viele Arbeiter sind doch keine überzeugten Nationalsozialisten?»

«Gefährlich ist es schon, aber vorerst noch nicht für die Führung. Erst im Falle eines Zusammenbruchs wird sich das auswirken. Es ist ja nicht nur die Ernährung. Die Arbeiter glauben genau zu wissen, dass

die Parteiführer, die «Bonzen», besser leben. Es zirkulieren unzählige Gerüchte, und wenn auch vielleicht ein Teil von ihnen unwahr oder übertrieben ist, so wird ihnen doch Glauben geschenkt. Das beweist, wozu die Arbeiter und das Volk überhaupt die Führung für fähig halten. Alles hat sich seit 1940 verschlechtert, aber dank des Druckes von oben fallen diese Zustände vorläufig noch nicht ins Gewicht. Doch ist es klar, dass sich auch hier mit der Zeit eine Menge Zündstoff ansammelt, der zu gegebener Zeit in Erscheinung treten könnte. Wenn die Luftangriffe sich verschärfen werden, dann wird die Stimmung noch tiefer sinken. Aber solange die Regierung an der Macht ist und alle Machtmittel spielen lassen kann, gibt es keine Explosion.»

Kommunistische Propaganda?

«Gibt es eine Opposition unter der Arbeiterschaft», fragte ich ihn, «die Arbeiterschaft ist in Deutschland doch am ehesten kämpferisch veranlagt und zu einem Zusammenschluss, zur Organisierung bereit und imstande. Wenn ihre Stimmung so schlecht ist, wie Du sagst, und wenn diese Leute glauben, dass sie betrogen worden sind, dann muss man doch beinahe annehmen, dass sie etwas unternehmen wollen, um ihr Los zu verbessern?»

«Natürlich gibt es eine Opposition, das siehst Du ja überall, auch im übrigen Volk. Wenn Du einen triffst, der für Hitler ist und an den Sieg glaubt, dann ist es einer von der Partei. Aber nicht einmal alle

Parteileute sind gute Nationalsozialisten. Alles ist unzufrieden, aber jeder hat Angst vor dem Konzentrationslager. Diese Opposition ist aber lau und beschränkt sich auf mündliche Auflehnung. Anhaltspunkte für tatkräftige Opposition bei den Arbeitern habe ich nie gefunden. Die Arbeiterschaft setzt sich zum grossen Teil aus ehemaligen Sozialdemokraten zusammen; auch einstige Kommunisten, die der KPD als geführte Masse angehört hatten, sind zahlreich vertreten, während die gefährlichen Führer gefangen gesetzt sind. Heute sind die meisten wieder Kommunisten. Insgeheim haben sie nie von ihren damaligen Idealen gelassen und fielen auf keine Propaganda und KdF-Reklame herein. Sie hielten den Mund, weil ihnen nicht anderes übrig blieb. Und sie halten ihn auch heute. Eine Opposition, die sich selbst verkündet, wird aufgehoben, bevor sie ihre Statuten verfassen kann. Natürlich gibt es immer einzelne, die bis heute kommunistische Propaganda betreiben, in den Fabriken oder zuhause, aber überall sitzen die Vertrauensleute der Partei in den Betrieben, unter den Angestellten und Arbeitern, und es ist beinahe unmöglich, unbeobachtet eine Gegenpropaganda zu betreiben. Während der deutschen Siege 1941/42 wurden manche schwankend, aber jetzt sind alle wieder ins alte Lager zurückgefallen, natürlich nur insofern, als sie nicht von Anfang an aus hundertprozentigen «Sozis» zu hundertfünfzigprozentigen «Nazis» geworden sind. Diesen fällt der Rückzug äusserst schwer.

«Man hört aber doch Gerüchte von Streiks und Erschiessungen», sagte ich. Er meinte, das sei schwer

nachzuprüfen, und offene Rebellion sei nicht nur gefährlich, sondern auch aussichtslos, solange Himmler an der Macht sei. Dann fuhr er fort:

«Natürlich ist die kommunistische Propaganda aktiv, aber in den Unternehmen sind überall die Betriebszellen-Obmänner und Spitzel verteilt. Sie sind verantwortlich für die «weltanschauliche Schulung» der Gefolgschaftsmitglieder. Der «Schulungsbrief» der NSDAP, die Zeitschrift «Arbeitertum» von Dr. Ley und andere Organe, sowie die nationalsozialistischen Zeitungen und viele Separatdrucke der Propaganda überschwemmen die Arbeiterschaft mit einseitigem Material. Und wenn auch die meisten nicht daran glauben, so wissen sie eben doch nichts Besseres. Sie lesen es und es wirkt. Die Propaganda tischt zweihundertprozentig auf, und sie ist wahrscheinlich zufrieden, wenn fünfzig Prozent geglaubt werden.

Sicher ist, dass unter den heutigen Verhältnissen jede antinationalsozialistische Propaganda bei der Arbeiterschaft auf einen empfänglichen Boden fällt. Sie war schon einmal organisiert, und wenn Zeiten kommen sollten, in denen dies wieder möglich wird, dann sind die Arbeiter die ersten, die eine gemeinsame Aktion unternehmen. Die andern sind kaum dazu fähig. Der russische Kommunismus hat sich als der eifrigste Leser von «Mein Kampf» und als schlauester und gewiegtester Vorhereiter der Abwehr und des Kampfes gegen den propagandistischen und militärischen Nationalsozialismus erwiesen. Augenblicklich weist er sich auch über eine zielbewusste und mit diplomatischer Sicherheit und Raffinesse befolgte Po-

litik aus. Ich nehme als sicher an, dass er über die inneren deutschen Verhältnisse bestens auf dem laufenden ist. Er betreibt eine sehr geschickte unterirdische Kampagne, die alle Arbeiterkreise durch Versprechungen zu ködern versuchen wird und den Sturz des heutigen Regimes sowie die Errichtung einer kommunistischen Regierung in Deutschland vorbereitet, um den Engländern und Amerikanern zuvor zu kommen, und um die fleissige deutsche Industriebevölkerung für sich zu gewinnen.»

«Du glaubst also, dass die deutsche Revolution erst noch bevorsteht?» fragte ich ihn, und er bejahte. «Eine Revolution kann natürlich erst in dramatische Erscheinung treten, wenn das liegime wankt oder gestürzt ist. Lud dieses wird erst abtreten, wenn die militärische Front zerbricht. Die Soldaten würden sowieso die Partei verjagen, wemi sie zurückkommen könnten. Es bleibt abzuwarten, wie sich das Militär verhält. Solange Partei und Gestapo herrschen, solange die SS scharfe Wacht hält, ist nichts zu wollen. Es ist sehr schwierig, Waffen einzuschmuggeln oder abzuzweigen und zu verteilen. Eher lassen sich illegale Zeitungen und Propagandaschriften verbreiten. Hauptsächlich wird die Propaganda allerdings mündlich betrieben werden, denn jeder weiss, dass alles umsonst war, wenn man unvorsichtig ist. Solange die Ernährungsfrage nicht äusserst kritisch wird, und solange die Rüstung mit Rohstoffen versorgt werden und arbeiten kann, ist wohl mit keinem Umsturz zu rechnen. Vielleicht gibt es eines Tages eine SS- oder Militärdiktatur, wenn alles schief geht, vielleicht auch

einen Bürgerkrieg. Wahrscheinlich wird sich zu gegebener Zeit erweisen, dass gerade in der Arbeiterschaft eine – vorerst theoretisch und propagandistisch organisierte, vielleicht auch teilweise mit schlagkräftigen Waffen und Revolutionsmitteln ausgerüstete – Opposition vorhanden war und ist, die unter Umständen überraschende Entwicklungen fördern wird. Es kann angenommen werden, dass ein grosser Teil der latenten Opposition unter den Arbeitern und auch in andern Schichten sich von einem unter russischer Observanz stehenden deutschen Regime mehr verspricht, als von einer Besetzung durch die Engländer und Amerikaner.»

Volksgenossin Zeitungsfrau – eine von Vielen

Zum Bild dieser Berliner Kriegsjahre gehören auch zwei charakteristische Figuren aus dem Volke. Die Volksgenossin Zeitungsfrau, die in Charlottenburg einen kleinen Kiosk betrieb, kümmerte sich nicht um Krieg und Politik. Sie sah harmlos aus, war aber eine geriehene Geschäftemacherin. Die Zeitungen verkaufte sie nur im Nebenberuf. Meist war ihre Bude geschlossen, und wer vom ausgelegten Stapel seine «Nachtausgabe» holte, legte einen Groschen in die bereitgestellte Büchse. Ihren Hauptverdienst fand sie jedoch im Verkauf der undenklichsten Dinge und vor allem von knappen oder unerhältlichen Waren. Die vertrauten Kunden bezogen bei ihr sogar Wildlederhandschuhe, Krawatten, Socken, natürlich alles punktfrei. Sie handelte mit Bohnenkaffee, der schon

1942 hundert Mark das Pfund kostete und für den heute bis zu vierhundert Mark bezahlt werden. Auch Schokoladepulver, Tee, Zigaretten und sogar Lebensmittelkarten verkaufte sie zu ähnlichen Preisen. Ab und zu gab es «Occasions», Damenhüte, Radioapparate, Mäntel oder Schuhe. Der kleine, baufällige Kiosk war zum Warenhaus geworden, und sie verdiente eine «Stange Gold», wie der Berliner zu sagen pflegt.

Da war auch ein buckliger Oberkellner in einem Lokal des Berliner Westens. Er berichtete mir eines Tages, dass kürzlich eine Gesellschaft von Herren aus dem Propagandaministerium im Nebensaal ein Essen veranstaltet habe, an dem zum Dessert an jeden Gast eine Portion Käse verteilt worden sei, mit der er, wenn er sich an seine Lebensmittelkarten hielte, drei Monate auskommen müsse. Sogar um sein Trinkgeld sei er noch betrogen worden, und vom Cognac, der reichlich geflossen sei, habe er kein einziges Gläschen erhalten.

Er schloss seinen Bericht mit diesen Worten: «Die sollen uns doch nichts erzählen, diese Brüder! Wer glaubt ihnen denn noch? Dass sie sich nicht schämen!»

VI. Kapitel

Blitzlichter aus Rüstung und Militär

Die Angriffe im Herbst batten den Berlinern gezeigt, dass nun die Reibe an sie käme. Viele batten ihre Wertsachen, Möbel, Teppiche und Wäsche, Geschirr, Silber und Bilder nach ausserhalb gebracht, und lebten nun in einem einzigen Raum ihrer Wohnung. Andere waren sorgloser und glaubten, dass ihnen nichts geschehen würde. Sie konnten sich nicht von ihrer Einrichtung trennen und wollten keine Entbehrung in Kauf nehmen, weil Wohnung und Feierabend für sie noch die einzige Erholung bedeuteten. Wichtige Betriebe und Unternehmen hatten die Anweisung erhalten, für Ausweichlager zu sorgen und alle lebenswichtigen Materialien in Sicherheit zu bringen. Ein Strom von Evakuierten und Ausweicliern ergoss sich von Berlin in alle Teile des Reiches. Ministerien, Ämter, Dienststellen, Büros und Privatleute flüchteten aufs Land, in kleinere Orte und Städte, um sich und ihre Habe in Sicherheit zu bringen. Als in Berlin Ruhe einkehrte, fuhren manche zurück und dachten, das Schlimmste sei überstanden.

Hiess es nicht, in wenigen Wochen beginne die Vergeltung? Dann mussten ja diese Luftangriffe der Briten und Amerikaner endlich aufhören.

Die meisten waren zwar recht misstrauisch geworden, denn von der Vergeltung war nun schon über ein Jahr lang die Rede gewesen. Lübeck sank in Schutt und Asche, Köln wurde zerstört, Kassel vollständig vernichtet, die Städte des rheinisch-westfälischen Industriegebietes ausgelöscht, Hamburg war eine Hölle des Unterganges geworden, Mannheim-Ludwigshafen war ausradiert, und nun kamen die Angriffe immer näher und wurden präziser. Die Zerstörung von grossen Talsperren hatte gezeigt, mit welcher Genauigkeit Einzelziele bombardiert werden konnten, und die Zerstörung von Hannover durch die letzten Angriffe im Oktober liess auf das sichere Vorrücken gegen Berlin schliessen. In Kassel und Hamburg hatte es viele Todesopfer gegeben, die Zerstörungen waren riesig, und man wusste aus Augenzeugenberichten und Briefen in Berlin gut Bescheid, was sich in diesen und anderen Städten abgespielt hatte.

Und trotzdem kam die Vergeltung nicht. Zuerst hatte man natürlich fest an sie geglaubt. Als sie sich verzögerte, hiess es, die Waffen seien noch nicht fertig. Man erzählte sich die tollsten Gerüchte über Ferngeschütze, Raketengeschosse, konzentrierte Sprengbomben, Gase, die ganz England verheeren und für zehn Jahre zu einer schwarzen, verbrannten und unfruchtbaren Insel machen würden. Aber die Vorbereitungen seien eben noch nicht so weit gediehen, dass man losschlagen könne. Die Vergeltung blieb aus, auch als immer mehr deutsche Städte verwüstet wurden. Der Glaube an sie wich einer vagen Hoffnung, und die Parolen der Propaganda hielten diese

Hoffnung in immer neuen Formulierungen wach. Aber immer mehr Menschen machten sich darauf gefasst, dass vorher alles in Trümmer gehen werde.

In jedem Gespräch bildete der Luftkrieg und die Vergeltung das Hauptthema. «Wann kommt wohl die Vergeltung?» hiess es mit leisem Unterton des Zweifels immer wieder. «Jetzt muss doch bald die Vergeltung kommen, das kann doch so nicht weitergehen!»

Schliesslich bemächtigte sich der Volkswitz der Vergeltung, und als über Nacht an jeder Wand, an jeder Fensterscheibe in den Verkehrsmitteln, in allen Zeitungen die schwarze Silhouette eines davon eilenden Mannes mit einem gelben Fragezeichen erschien, dessen Rätsel sich eine Woche später mit der Antwort: «Feind hört mit!» löste, da lautete die Frage des Berliners: «Weeste wer det is? Det ist der Mann, der de Vajeltung jeklaut hat!» In Köln treffen sich die beiden Witzbrüder Tünnes und Scheel. Tünnes: «Scheel, dich sieht man ja überhaupt nicht mehr; was treibst du denn?» – Scheel: «Ich arbeite jetzt bei der Vergeltung!» – Tünnes: «Das ist ja interessant! Was macht ihr denn da?» – Scheel: «Wir nehmen ganz alte, grosse, achtzigjährige Baumstämme, höhlen sie aus, füllen sie mit einer Sprengladung und werfen sie in den Kanal; dann treiben sie nach England hinüber, und wenn sie ankommen, explodieren sie!» – Tünnes: «Soso, und was machst denn du dabei?» – Scheel: «Ich pflanze die Bäume.»

In Berlin hiess es eines Tages, alle Einmachgläser seien beschlagnahmt worden. Wieso? Weil die Vergeltung eingemacht werden solle. Solche und ähnliche

Witze konnte man während der zweiten Hälfte des letzten Jahres in unerschöpflicher Abwandlung zu hören bekommen.

Das Volk glaubte schon längst nicht mehr recht an einen wirksamen Schlag gegen England. Aber dennoch klammerte es sich an jedes Gerücht, das umging und genau wissen wollte, wann es losgehen werde, welche Mittel angewandt würden und welche Wirkungen zu erwarten seien. Und willig nahm es jede Verzögerung hin und suchte sie vor sich selbst zu entschuldigen. Es wurde immer wieder von der Propaganda aufgefangen. Es glaubte und hoffte, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als zu warten und sich seinem Schicksal zu ergeben.

Ein Offizier spricht über die Vergeltung

Gegen das Ende der schicksalshaften Novemberwoche hatte ich mich mit einem Artillerieoffizier verabredet, und unser Gespräch drehte sich natürlich um die Bombenangriffe und die Vergeltung. Dieses Wort hatte einen legendären Klang bekommen, und man sprach davon, wie etwa vom Kaiser Barbarossa ira Kyffhäuser, auf dessen Wiederkehr zur Rettung des Vaterlandes das Volk einst seine Hoffnung gesetzt hatte.

«Man hört selbst von vernünftigen Leuten soviel Angaben über die Vergeltung», sagte ich zu ihm, «dass man eigentlich annehmen müsste, sie stehe bald bevor. Chemiker erzählen, dass Deutschland Kampfmittel besitze, mit denen es England völlig verwüsten

könne, sodass dort zehn Jahre lang kein Gras inehr wachsen würde. Soldaten lind Offiziere berichten, dass man mit den am Kanal aufgestellten Femkampfgeschützen his über London hinaus schiessen könne, und dass diese Waffe noch zermürbender sei, als die Bomben, da kein Alarm sie rechtzeitig ankündigen könne; Raketengeschosse würden den Menschen in weitestem Umkreis die Lungen zerreißen. Eine grosse Luftstreitmacht sei bereitgestellt, um zu einer bestimmten Stunde gegen den «Flugzeugträger» England zu starten. Man warte nur, his eine gewisse Zahl von Luftkriegsopfern in Deutschland erreicht sei. Andere fassen sich geheimnisvoller und sagen nur, die Haare stünden einem zu Berge, wenn man wisse, was England zu erwarten habe. – Was ist von alledem zu halten?»

«Glauben Sie etwa an diese Geschichten?» fragte er zurück. «Ich halte nicht viel davon. Sicher hat man dies und das vorbereitet, man ist ja noch nicht am Ende. Aber sie sollen uns erst einmal zeigen, was sie können, und nicht immer nur davon reden. Wenn die Waffen vorhanden wären, dann liesse man nicht alle deutschen Städte in Schutt und Asche legen. Es ist sehr schwer, einen Ueherhlick darüber zu gewinnen, was an militärischen Mitteln vorhanden ist und was fehlt. Man hatte schon im November 1942 kein Benzin mehr für Uebungsflüge übrig. Der Autoverkehr musste beschleunigt auf Gasantrieb umgestellt werden. Soweit ich sehe, stinkt es an allen Ecken. Aber lieber sprengt die SS zuerst ganz Deutschland in die Luft, nur um sich nicht als Kriegsverlierer bezeichnen zu

müssen und um dem Feind nicht in die Hände zu fallen. Schliesslich produzieren die andern ja auch Chemikalien und Waffen. Sie schlafen ja nicht, während wir angeblich die Waffen für den «Endsieg» schmieden. Wieviele Wissenschaftler, Chemiker und Physiker sind denn nach England und Amerika geflohen, als man sie hier zu verfolgen begann? Jetzt arbeiten sie drüben gegen uns, und ich kann mir denken, dass sie es mit wahren Ingrimms tun. Uebrigens traue ich es Hitler zu, dass er im schlimmsten Augenblick mit Gas und sogenannten «Kampfmitteln» losschlägt, um den Sieg auf seine Seite zu zwingen. Aber dann wird vermutlich erst die richtige Hölle über uns hereinbrechen. Der Krieg hat seine drastischsten Ausmasse noch nicht erreicht. Das könnte dann womöglich die Vergeltung sein.»

«Was halten Sie denn von der Wirkung der Luftangriffe?» fragte ich ihn. – «Sie sind überall verheerend. Sie sehen ja selbst, was alles kaputt geht. Aber kriegsentscheidend sind diese Angriffe noch nicht. Man weiss aber nicht, was noch kommt. Die wichtigen Betriebe und Ämter sind evakuiert, und da die Fabriken nur Teile herstellen, ist es schwierig, entscheidende Schläge zu führen. Die Angriffe gegen die Verkehrsverbindungen sind manchmal wirkungsvoll, aber die Schäden werden bald wieder behoben. Und die Bewohner, die am meisten leiden müssen, werden irgendwo anders untergebracht, solange es noch Behausungen gibt. Man lebt eben zu Viert, zu Fünft oder zu Acht in einem Raume. Vielleicht werden wir alle eines schönen Tages in Schulhäusern oder

Unterständen leben, und der Krieg geht trotzdem weiter. Wir müssen kämpfen, das wissen alle, und deshalb wird das Unglaubliche möglich. Gäben wir nach, dann würden alle Feinde über uns herfallen und uns ausrotten. Wir haben uns ja in der Welt so beliebt gemacht. Aber wie lange wir uns noch halten können, das kann ich Ihnen auch nicht sagen. Man hört so dies und das, man kombiniert und versucht, sich ein Kalkül zurecht zu machen, aber das ist sehr schwer. Ein Mann aus der Kriegsgräberfürsorge hat mir im November 1942 erzählt, er habe nach der Zahl der Gefallenen in seinem Teilgebiet ungefähr errechnet, dass uns bis dahin anderthalb Millionen Mann verloren gegangen seien. Seither ist der Krieg ja noch viel härter geworden, und nach privaten Schätzungen mögen es jetzt vielleicht vier Millionen Gefallene und Vermisste sein. Dazu kommen die Opfer unter der Zivilbevölkerung. Dann hört man überall von Knappheit in der Produktion oder im Nachschub. Andere Stimmen wieder behaupten, es sei alles in genügenden Mengen vorhanden. Man müsste an oberster Stelle sitzen, um einen genauen Überblick über die Rohstoffreserven, die Nachschubverhältnisse, die Produktionskapazität und über die Lebensmittelbasis und anderes mehr zu erhalten. Dann allein könnte man die Lage richtig beurteilen.»

Ein alter Preusse bewahrt Haltung

Ich kannte einen Offizier der alten Schule, einen typischen Preussen. Militärisch, hart, kriegsbegeistert,

weil der Krieg nun einmal da war, Englandhasser, Verächter Amerikas. Die älteren und höheren Offiziere sind fast durchwegs zu den Intellektuellen zu zählen. Was diesen an Zucht und Zusammenhalt abgeht, das besitzen die Militärs dank ihrer Schulung und des Kameradschaftsgeistes. Sie sind eigentlich die noch am besten gebildete Schicht in Deutschland. Sie haben Tradition, wenn auch mehr nur militärische und kriegerische, und zu ihrer Ausbildung gehörte eine ausgezeichnete Disziplin, Studium und erfolgreicher Besuch der Militärschulen. Meist stammen sie aus alten Familien mit einer noch heute fortwirkenden Ueherlieferung. Gerade sie, und mit ihnen fast alle älteren Leute, können das Kaiserreich und seine «guten Zeiten» nicht vergessen. Sie zehren von der Erinnerung und betrachten die Gegenwart seit 1933 mit wachsendem Misstrauen, mit Abneigung und Feindschaft.

Dieser Mann hielt die ganze Partei für eine «unfähige Bande», Goebbels betrachtete er, wie er mir oft sagte, als einen «abgefeymten Jesuiten und Phrasendrescher». Göring behandelte er, als alter Weltkriegsoffizier, mit einer gewissen Nachsicht. Hitler hielt er für begabt, aber gefährlich. Über Frankreichs Niederlage freute er sich händereibend. Er betrachtete mit der typischen Kurzsichtigkeit des Militärs für politische Dinge die Holländer und Belgier als ausgemachte Verräter und gönnte ihnen ihr Los. Den Engländern wünschte er den Untergang, trotzdem er sie privat für einigermassen anständige Leute hielt im Vergleich zu den Amerikanern, die in seinen Augen

das korrupteste und verdorbenste Völkergemisch darstellten, das man sich überhaupt denken konnte.

Den russischen Gegner schätzte er mehr oder weniger richtig ein, doch war auch ihm schliesslich dessen Ueherlegenheit unfasslich. Preussens Gloria ging ihm über alles. Die Geislerschiessungen waren nach seiner Ansicht das einzig richtige Mittel gegen Auflehnung. Es musste überall militärisch und streng, ja grausam zugehen, sonst würde des Reiches Autorität überall bedroht.

Auch er liess sich anfänglich durch den günstigen Verlauf des Krieges täuschen. Jede Sondermeldung hob seine Stimmung. Als Stalingrad die Wende brachte und im Anschluss daran der unaufhörliche deutsche Rückzug begann, betrachtete er die Lage noch keineswegs als kritisch. Die Hauptsache war, dass die Front hielt. Den Russen werde man schon einmal zum Stehen bringen. Er kritisierte Hitler lebhaft, weil er nicht auf seine fähigen Generale gehört, sondern sie teilweise fortgeschickt hatte. Er hoffte, der Dämpfer durch die Ereignisse werde ihn vernünftiger machen. Was er nie begriffen hatte, war die Vergottung des Führers und die Tatsache, dass er sich diese gefallen liess. Er betonte immer wieder, wie bescheiden es im Kaiserreich zugegangen sei, wie gut die Beamten damals gearbeitet hätten, und wie heute überall Unfähigkeit, Überheblichkeit und Verschwendung herrschten. Gewiss, der Kaiser habe seine Fehler gemacht, aber das könne man niemals mit dem vergleichen, was die heutige Führung und Bonzokratie sich leisteten.

Als dann der Krieg immer härter wurde, die Bombenangriffe immer schwerer und tiefer ins Reichsgebiet vorstießen, fasste auch er die militärische Niederlage ins Auge. Aber genau wie bei sehr vielen anderen Deutschen, deren Haltung der seinen entspricht, war seine Schlussfolgerung die, dass jetzt erst recht alle Kräfte eingesetzt werden müssten, um den Sieg zu erringen, oder doch die Niederlage zu vermeiden. Es ginge jetzt nicht um die Erhaltung des Regimes, sondern um Deutschland. Jetzt müsse um jeden Preis durchgehalten werden, sonst drohe der Untergang.

Wenn er auch schliesslich sehr niedergeschlagen war, so wollte und konnte er nicht zugehen, was er zu innerst dachte. Da er mich gut kannte, war er zwar recht offen zu mir, aber jeder anständige Deutsche wird es vermeiden, offen zuzugeben, dass er an die Niederlage glaubt, wenn ihm Lebensauffassung oder Offiziersberuf Haltung bis zum letzten Augenblick vorschreiben. Auch ihn, der bis vor kurzem noch fest geblieben war, benagten nun Zweifel. Er war ein Beispiel für Tausende, die als gute Deutsche gerne an den Sieg glauben würden und die in ihrer inneren Zerrissenheit keinen anderen Ausweg sehen, als sich mit der Erfüllung ihrer Pflicht zu betäuben und das schreiende Wort «Niederlage» mit dem noch lauterem Ruf nach Durchhalten und Sieg zu übertönen.

Mein Bekannter verkehrte an einem Stammtisch von Naturwissenschaftlern, an dem auch ich ab und zu teilnahm. Hier trafen sich Chemiker, Physiker, Ingenieure, Offiziere, und hier wurde weidlich kritisiert. Es wurde nichts übel genommen, und man brauchte

keine Angst vor Denunziation zu haben. Über die Partei waren sich alle im klaren. Sie lehnten sie ab, doch sahen sie selbst, dass diese Ablehnung unproduktiv war, weil keiner einen Weg wusste oder suchte, der zu etwas Besserem geführt hätte. Sobald ein Nationalsozialist das Lokal betrat, verständigten sie sich mit einem Augenzwinkern, um das Gespräch in ungefährliche Bahnen zu lenken.

Diese Menschen waren alle der Überzeugung, dass der Nationalsozialismus ein Unglück bedeute, nicht nur für sie selbst als Intellektuelle und alte Anhänger des Kaiserreichs, sondern für Volk und Reich. Trotzdem aber waren sie von dem mehr oder weniger festen Willen durchdrungen, ohne Rücksicht auf das unbequeme Regime alles zu tun, um die Niederlage zu vermeiden und wenn möglich den Sieg zu erringen.

«Wir dürfen diesen Krieg nicht noch einmal verlieren, sonst wird Deutschland ausgelöscht. Was soll dann mit unseren Kindern geschehen, und was soll aus uns selbst werden, wenn die Russen hier einmarschieren? Lieber alles verlieren, als jetzt nachgeben. Nach dem Krieg kommt dann ohnehin die Reinigung vom Nationalsozialismus. Man darf gar nicht an die Niederlage denken, das wäre Defaitismus. Die furchtbaren Opfer unserer Soldaten können doch nicht umsonst gewesen sein! Wir müssen siegen!»

Dies ist das Glaubensbekenntnis zahlreicher Menschen, auch politischer Gegner des Regimes. Sie sehen heute zwar die Möglichkeit des Unterliegens. Sie schämen sich aber vor sich selbst, diese zuzugeben. Deshalb hat der Glaube an den Sieg etwas Krampfhaftes. Man.

möchte beinahe sagen, er trage das Charakteristikum religiöser Not, welche die Menschen angesichts der scheusslichen irdischen Wirklichkeit mit umso grösserer Inbrunst auf eine überirdische Erlösung von allen Leiden vertrauen lässt.

Kurz vor seinem Tode in diesem schweren Winter traf ich den alten Herrn, der trotz seiner siebzig Jahre mit dem strammen Gang des Offiziers einherschritt. Ich fragte ihn gleich nach seiner Meinung über die Bombardierungen. «Diese Feiglinge!» rief er, «sie wissen genau, dass sie uns auf dem Lande nicht besiegen können, deshalb versuchen sie es aus der Luft. Ganz gleich, was alles kaputt geht, Hauptsache, wir halten durch. Wehe den Engländern, wenn die Vergeltung über sie kommen wird! Jetzt geht es um unser Weiterbestehen als Volk, und alle müssen mithelfen. Da sind die strengsten Massnahmen noch zu milde. Sie sollen nur kommen mit ihrer Invasion, dann können wir sie wenigstens packen. Unsere Soldaten im Westen warten darauf, ihnen alles heimzuzahlen. Was glauben Sie, welchen Hass die gegen diese Angelsachsen haben, nachdem ihre Heimstätten zerstört wurden. Es gibt nur eines: Harter Krieg, harte Seelen! Und wenn wir in Erdlöchern hausen müssten, wir dürfen nicht nachgeben!»

Was er über die Ostfront denke, fragte ich ihn, und er antwortete, die Soldaten wüssten, worum es ginge. Die Kämpfe seien unvorstellbar schwer, aber der Frontgeist sei gut. Besser Rückzug aus eigener Initiative, als nutzlose Offensiven mit zuweit gesteckten Zielen und aussichtslose Verteidigung vorgesch-

bener Stellungen. Der Kampf werde immer schwerer, die numerische Unterlegenheit auf deutscher Seite sei offensichtlich, aber Aushalten sei höchstes Gebot. Im Jahre 1918 sei Deutschland nur unterlegen, weil es nicht genug Zähigkeit besessen habe, den grossen Anforderungen zu genügen.

«Wir haben die besten Soldaten der Welt, und deshalb müssen wir siegen. Diese amerikanische Konservenbüchsen- und Hollywoodkultur können wir hier genau so wenig brauchen wie den Bolschewismus. Und die vertierten Asiaten würden uns wie die Teufel hei lebendigem Leibe rösten. Es gibt nur eines: Kampf, Kampf und nochmal Kampf!»

Ich erzählte ihm, dass bereits viele am Siege zweifelten und Hitler die Niederlage gönnten.

«Erschiessen!» war seine Antwort. «Wir dürfen das Gift nicht wieder liereinlassen wie damals. Solange die Leute schimpfen, macht das nichts. Aber wer nicht arbeitet, wer Sabotage treibt, wer bewusst den Siegeswillen untergräbt, der muss rücksichtslos vernichtet werden. Wemi wir Zusammenhalten, dann sind wir stark. Aber leider ist das deutsche Volk zu tief gesunken. Wenn wir zugrunde gehen, dann sind wir selber daran schuld, weil wir uneinig sind. Die politische Führung spielt im Augenblick gar keine Rolle, denn die anderen würden uns auch bekämpfen, wenn wir einen Kaiser hätten oder eine Demokratie wären. Sie gönnen uns keinen Lehensraum, keine Kolonien, sie gönnen uns keine wirtschaftliche Macht und keine militärische Gleichberechtigung. Wir haben aus den letzten 25 Jahren gelernt, und wir werden nicht nach-

geben. Wenn Hitler geben muss, dann hoffe ich nur, dass nicht Himmler an die Macht kommt, sondern eine Militärdiktatur. Aber man weiss nicht, was er vorbereitet. Das Schlimmste wären innerdeutsche Kämpfe zwischen den Machtgruppen, zwischen Militär und SST Das darf nicht sein, wir dürfen nicht uneinig werden, denn das wäre unser sicherer Untergang!»

Von allen Zweifeln und Sorgen, von seinem Kummer über die gesunkene Moral des deutschen Volkes und über die Unzulänglichkeit der Regierung sollte er bald erlöst werden. Ende November wurde er unter den Trümmern seines Hauses begraben.

VII. Kapitel

Partei und Volk

Ein radikaler Parteigenosse

In unserem Hause wohnte ein politischer Leiter der NSDAP. Es war interessant, was dieser Mann dachte, da er ein typisches Beispiel für viele war. Solange der Krieg nur Siege brachte und in der Propaganda alle Feinde als lächerliche Tonfiguren erschienen, trug er die Nase so hoch, dass mit ihm überhaupt nicht zu reden war. Das wurde später freilich anders. Seine Weltanschauung liess sich aus seiner Bibliothek erkennen, die sich aus «Mein Kampf», Rosenbergs «Mythos», Goebbels' «Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei» und Dietrichs «Mit Hitler in die Macht» zusammensetzte. Ausserdem standen auf seinem Regal noch einige Bücher über die Rasetheorie.

Ich unterhielt mich einmal mit ihm über den Tauschhandel und schwarzen Markt. Alle meine Bekannten, mit einer einzigen Ausnahme, tauschten und kauften nämlich hintenherum. Diese Ausnahme war ein Amtsgerichtsrat, der täglich Menschen zu schweren Strafen verurteilen musste, die bei solchen Geschäften erlappt worden waren. Er ass kein Ei, das nicht einen amtlichen Stempel trug. Seine Frau bereitete ihm daher schliesslich Rühreier. Aber jedes-

mal, wenn der Tisch etwas reichlicher gedeckt war, prüfte er sie auf Herz und Nieren, ob sie die Nahrungsmittel auf legale Weise erworben hatte. Und sie verübte manchen Meineid, um ihren Mann satt zu kriegen.

Ich wusste von vielen Fällen, in denen höher gestellte Persönlichkeiten durch ihre unsichtbaren Geschäfte nicht schlecht weg kamen, und ich sagte das ganz offen zu meinem Hausgenossen, dem politischen Leiter. Er antwortete, auch ihm sei der Uebelstand bekannt. Man müsste eben nicht nur die Kleinen, sondern auch die Grossen hängen. Am besten wäre ein Galgen im Lustgarten, einem Platz im Berliner Zentrum, an den auch die politischen Bonzen gehörten, die sich nicht an die gesetzlichen Bestimmungen hielten.

Er gehörte zum radikalen Flügel der Partei. Deshalb verurteilte er es, dass sich der Nationalsozialismus nach der Machtübernahme «salonfähig» gemacht habe. Die einst verkündeten Ideale seien nicht verwirklicht worden. Hierher gehöre auch der Unfug in Musik und Zeitschriftenwesen. Früher habe der Nationalsozialismus die Magazine mit den Nacktfotos verurteilt, heute bringe er sie selbst heraus. Das diene zwar der Bevölkerungspolitik, aber die Art und Weise, wie es geschehe, sei genau gleich wie damals die jüdische. Man habe die Negermusik verurteilt, und heute spiele man nichts anderes als den scheusslichen Jazz.

Anfänglich hatte er auch behauptet, der Bolschewismus könne sich nicht halten. Als der Krieg gegen

Russland begann, war er der festen Überzeugung, dass dieses Land nach ein paar Wochen besiegt sein werde. Als der Krieg immer länger dauerte, liess er den Kopf hängen, aber von seiner durch Schulung und politischen Drill eingepfachten Weltanschauung konnte er nicht lassen. Einmal meinte er sogar, wenn das Regime in Russland nicht freiwillig abtreten werde, dann werde Deutschland dafür sorgen, dass ein anderes gebildet werde, das den deutschen Wünschen genehm sei. Die Russen warteten nur darauf, Stalin zu verjagen und würden die Deutschen als Befreier begrüßen.

Obwohl Parteigenosse und verantwortlicher Leiter, gab er zu, dass vieles an der nationalsozialistischen Politik nicht gut sei. Aber im Vergleich zu den andern Ländern seien die deutschen Verhältnisse doch noch am saubersten. Und er meinte, Deutschland habe noch so viel Zeit vor sich, um all das zu verwirklichen, was bisher noch nicht oder nur mangelhaft in die Tat umgesetzt worden sei. Erst müsse jetzt der Krieg siegreich beendet werden, dann komme alles andere an die Reihe. Ich könne mir ja gar nicht vorstellen, wie schön es nach diesem Kriege in Deutschland sein werde.

Unter den Parteigenossen, die sich aus allen Volksschichten zusammensetzten, gibt es seit langer Zeit viele, die mit dem Ablauf der Ereignisse, mit Politik und Kriegführung nicht einverstanden sind. Hierzu gehören namentlich die älteren Mitglieder. Sie sind entsetzt über die Massnahmen der Regierung gegenüber den Juden, gegen politisch Andersgläubige oder

Unvorsichtige, die sich durch Verbreitung von Witzen und Gerüchten missliebig gemacht haben und sehr schwere Strafen erleiden müssen. Sie sind empört über das Betragen einzelner Parteigenossen, der Bonzen und T der SS. Es gibt natürlich in der Partei sehr viele, durchaus anständige Menschen, die unter ihrem Braunhemd biedere Bürger sind. Niemals hätten sie sich früher träumen lassen, wie sich alles entwickeln und verwickeln würde.

Ein Skeptiker plaudert aus der Schule

Ich hatte einmal mit einem Architekten gesprochen, einem Parteimitglied, der bei Speer, dem Minister für Bewaffnung und Munition, arbeitete. Er hatte mir erklärt: «Die überzeugten Parteigenossen und diejenigen, die aus ehrgeizigen und Opportunitätsgründen mitmachen, sind ganz anders als ich und viele meiner Bekannten innerhalb der Partei. Ich tue das, was ich muss, und ich tue es für meine Familie. Aber die andern sind eine grosse Gefahr für die Besonnenen und Vernünftigen. Sie werden ständig geschult und schulen uns, und wir sollen im gleichen Sinne auf das Volk einwirken. Aber dazu gehört erst einmal Glaube und Überzeugung oder Fanatismus, und all das können viele nicht mehr aufbringen. Jene sind die Nutzniesser des Systems, und deshalb liegt der Krieg und der Sieg in ihrem Interesse. Diese Leute wirken deshalb unangenehm, weil sie einen Hochmut zur Schau tragen, als ob sie mehr wissen als gewöhnliche Sterbliche, und weil sie sich des Zwangs bewusst

sind, den ihre Uniform oder das Bekanntsein ihrer Parteizugehörigkeit auf die Nebenmenschen ausübt. Sie sollen die Ziele und Absichten des Nationalsozialismus bis zur fernsten Ecke verkünden und für ihre Befolgung sorgen.*

Er gehörte der Partei seit 1925 an, und ich fragte ihn über die Einstellung der älteren Mitglieder, da ich schon oft gehört und gesehen hatte, dass viele von ihnen sehr skeptisch geworden waren.

«Ein grosser Teil der Parteimitglieder hat sich vom offiziellen Kurs distanziert», antwortete er mir, «aber eben nur innerlich, weil niemand wagt, seine warnende Stimme zu erheben. Eine offene Auflehnung ist unmöglich. Die Gefahr des Verrats ist zu gross. Die Menschen sind alle so schlecht geworden, dass keiner mehr dem anderen trauen kann. Und man will ja auch seine Stellung nicht verlieren oder womöglich verhaftet werden. Sie wissen ja, was dann der Familie blüht. Wir laufen alle wie die Schafe hinter dem Hammel her, und wer weiss, wo wir landen werden. Da haben wir das Führerprinzip, aber wer lebt das in seiner eigenen Person vor? Nur die Wenigsten! Das nationalsozialistische System ist pyramidal aufgebaut und verherrlicht dieses Prinzip, aber ich habe selten Männer gefunden, die eine eigene Verantwortung übernehmen und den Mut haben, sie zu vertreten. Ausserdem wird man unter einem Berg von Gesetzen und Verordnungen erstickt, kein Mensch weiss, woran er sich halten soll, und wenn man eben eine Bestimmung auswendig gelernt hat, dann kommt eine neue Bestimmung, die die alte wieder aufhebt. Jeder duckt

sich unter den Nächstobersten, keiner handelt eigenmächtig als «Führer», höchstens genügt er einem despotischen Äderchen durch Fusstritte nach unten.»

Dieser Mann hatte mir viele Gerüchte und Anekdoten aus dem täglichen deutschen Lehen erzählt. Sie illustrieren den Gesprächsstoff des Volkes, der neben der staatlich gelenkten Zeitungslektüre hauptsächlich die Gemüter beschäftigt. Die Nachprüfung all dieser Geschichten ist meist sehr schwierig. Aber die breite Masse schenkt ihnen Glauben, gerade weil sie das Gefühl hat, dass in den Zeitungen von der Wirklichkeit nur mit starken Einschränkungen die Rede ist. Und dieser Glaube beweist auch, wie das Volk vielfach über Führung und Partei denkt.

So berichtete mein Gewährsmann zum Beispiel, dass Minister Speer 1942 den Plan für eine eigene Villa im Grunewald beendet habe, deren Erstellungskosten sich auf ungefähr 6 Millionen Mark beliefen. Ob die Villa inzwischen gebaut wurde, weiss ich nicht, aber die Sache war ziemlich weit herum bekannt und erregte viel böses Blut.

Damals wurde auch an den Plänen und Modellen für die neue Berliner Universitätsstadt gearbeitet, die in der Gegend von Westend entstehen sollte. Die Pläne wurden dann nach Stalingrad abgeblasen, weil die Architekten dringend für kriegswichtige Arbeiten gebraucht wurden. Diese Universität sollte einen hundertsechzig Meter hohen Turm erhalten. Das vier Meter hohe Modell des Turmes mit den umliegenden Gebäuden, die sich um einen Hof schlossen, wurde von Speer besichtigt, und er wünschte in der Mitte

des Hofes eine Fontäne. Sie wurde, ebenfalls im Modell, angefertigt und mit einer Wasserzuleitung versehen. Der für die Ausarbeitung verantwortliche Professor liess nun den Wasserhahn aufdrehen, um die Wirkung zu beobachten. Mein Bekannter sollte mit Lichtbestrahlung den Effekt erhöhen. Als beiden die Höhe der Fontäne einigermassen im Verhältnis zum Modell zu stehen schien, massen sie die Höhe des Wasserstrahls, der, in die Wirklichkeit umgerechnet, 65 Meter erreicht hätte. Beide sahen sich zuerst entgeistert an, dann brachen sie unwillkürlich in ein Gelächter aus und zuckten die Achseln.

Aber er wusste nicht nur aus der Architektur zu berichten. So erzählte er von einem Schriftsteller, der eigentlich eher in poetischen Wolken geschwebt und ein harmloses Lehen geführt, seinerzeit aber aus idealen Gründen der sozialdemokratischen Partei nahegestanden hatte. – «Er wurde plötzlich mitten in der Nacht von der Gestapo aus der Wohnung geholt und ins Konzentrationslager gebracht. Er war sich keines Fehls bewusst und dachte, es handle sich um einen Irrtum, der sich sofort aufklären werde. Dies sagte er beim überstürzten Abschied seiner Frau. Als er in den nächsten Tagen nicht nach Hause kam, lief sie von Amt zu Amt und richtete, da alles erfolglos blieb, schliesslich einen Brief an Rudolf Hess. Endlich wurde sie angehört, jedoch nicht von Hess selbst, sondern von irgendwelchen Parteibeamten. Man gab ihr indirekt einen Irrtum zu, aber als sie diese Bestätigung schriftlich haben wollte, wurde ihr das verweigert.

Wenige Tage danach erhielt sie den kurzen Bescheid, ihr Mann sei tot, sie solle ihn abholen. Man kann sich denken, in welchem Zustand sie in das Konzentrationslager kam. Ein SS-Mann führte sie in eine Zelle, in welcher die Leiche ihres Mannes auf einer Holzpritsche lag, zugedeckt mit Packpapier, daneben ein Bündel mit seinen Habseligkeiten. Er wies keine Wunden oder Striemen auf. Die Familie nahm an, dass er an einem Herzschlag gestorben sei. Nicht genug damit, wurde ihr auch die bescheidene Pension ihres Mannes entzogen, sie erhielt keinen Pfennig Unterstützung, obwohl sie nun mit zwei kleinen Kindern allein in dieser grässlichen Welt stand. Da sie keine eigenen Familienangehörigen besass, musste sie zu ihren Schwiegereltern ziehen, um ihr Leben und dasjenige ihrer unmündigen Kinder zu erhalten. Weil ihr Mann im Konzentrationslager geendet hatte, konnte sie nicht damit rechnen, irgendwo eine Stellung zu finden.

Wir müssten annehmen, dass sie eine gebrochene Frau ist, wir müssten glauben, dass sie mit ihren Kindern den Tod sucht. Aber sie lebt, sie wartet und sie wird die Gegenwart besiegen.»

Dieser Bericht ist wahr bis in jedes Detail. Er ist kein Gerücht, keine Flüstergeschichte für den, der das Gruseln lernen will. Sie hat sich wirklich zugetragen, man müsste sagen: ausgeblutet. Mein Bekannter ist mit der Familie des Toten befreundet, und er hat eher zu wenig als zu viel gesagt.

Juden, und SS.

Es ist erschütternd, zu hören, was ein einziges gepeinigtes Herz vor einem ausschüttet, wenn es sich einmal erleichtern kann. Der Mann hat mir auch von einem seiner Freunde, einem höheren Offizier der Waffen-SS, berichtet, dass dieser wegen Gewissenskonflikten wahnsinnig geworden sei, nachdem er monatelang ununterbrochen damit beauftragt war, in den besetzten Ostgebieten Juden hinzurichten, nicht etwa einzeln, sondern in Massen. Er war nach Hause gekommen und hatte sich vor seiner Frau niedergeworfen und alles gebeichtet. Da er wirklich verrückt geworden war, kam er in eine Klinik.

Mein Bekannter schilderte mir auch, wie die Juden am Rande einer Schlucht niederknien mussten, in die sie nach dem Genickschuss hinabstürzten. – «Eine Sprengung bedeckte die Stätte des Grauens mit Schutt, und keines Menschen Auge wird je die gemordeten Zeugen erblicken. Aber im Bewusstsein ihrer Glaubensbrüder werden sie in einem unnachgiebigen Willen zur Rache fortleben.

Anderswo wurden die Juden vergast. In den Städten holte man sie bei Nacht und Nebel aus ihren Wohnungen und entführte sie auf Lastwagen. Die Kinder wurden von SS-Leuten an den Armen gepackt und hinaufgeworfen. Mit geschultertem Gewehr standen die SS-Leute umher. Ich habe es selbst des öfteren beobachten können, auf nächtlichen Heimwegen, nach endlosen Gesprächen mit Bekannten über Krieg und Politik. Die Stadt schlief, die Finsternis kroch

durch die Strassen. Da tauchten die Lastwagen auf, schwarze Gestalten eilten in die Häuser, gebückte Wesen harrten unter Bewachung des Kommenden, während aus dem Hausflur Weinen und Schreie drangen, die bald erstickt wurden.»

Wie das Volk seine Führer sieht

An einem der allerletzten Tage vor der grossen Katastrophe suchte ich eine kleine Wirtschaft auf, in der ich ab und zu verkehrte, um eine Zwischenmahlzeit einzunehmen. Wie ich mir schon gedacht hatte, traf ich dort die «Gerüchtbörse», einen kleinen, pensionierten Beamten, der stets über sämtliche Gerüchte auf dem laufenden zu sein pflegte.

«Haben Sie schon gehört», fing er an, «Ende Januar, spätestens Anfang Februar kommt die Vergeltung. Diesmal weiss ich es ganz genau, nun ist es so weit. Zuerst wird London kaputt gemacht, dann kommt der Rest dran. Es wird ja auch bald Zeit, sonst legen die vorher noch ganz Berlin in Trümmer.»

Er war ein ganz harmloser Mensch, und er konnte unmöglich Genaueres wissen. Er war ein pflichtgetreuer Beamter gewesen, schon im Kaiserreich, und er liebte das heutige Regime nicht. Aber er hasste es auch nicht, er verhielt sich neutral und vorsichtig, wie die meisten andern auch. Trotz der tollsten Gerüchte, die er gehört und weitererzählt hatte, floss seine Galle nicht schneller, und es wäre ihm, wie allen andern, nicht in den Sinn gekommen, sich gegen Zustände zur Wehr zu setzen, die er in seiner treuen Seele verabscheute.

Er hätte gerne hintenherum Butter gekauft, weil

er dazu Gelegenheit hatte. Aber er traute sich nicht, weil er befürchtete, denunziert zu werden. – «Da haben sie kürzlich in meinem ehemaligen Amt einen Kollegen verhaftet. Der hatte ein einziges Pfund Butter im Schwarzhandel gekauft, um es einem kranken Familienangehörigen zu bringen. Ein anderer hat ihn angezeigt, jetzt sitzt er, wer weiss wie lange, und mit seiner Laufbahn ist es aus und mit seiner Pension auch. Nein, so etwas mache ich nicht. Ich bin froh, wenn ich ungeschoren bleibe.»

«In der Villa eines höheren Parteibeamten in Dahlem», fuhr er weiter, «wurden vor einiger Zeit Renovierungsarbeiten vorgenommen. Der Malermeister, den ich persönlich kenne, beauftragte seinen Lehrling, aus einem Fass im Keller Gips heraufzuholen. Der ging hinunter und fand einige Fässer vor, von denen er eines öffnete. Er entdeckte jedoch Butter statt Gips, und der Meister und alle Angestellten verpflegten sich nun ausreichend damit, solange sie in dem Hause beschäftigt waren. Eine Anzeige des Besitzers hätte sich nicht gelohnt, da er diese Mengen niemals rechtmässig erworben haben konnte.»

Mein Beamter hatte damals auch das Gerücht von dem Aufruhr im Führerhauptquartier weitererzählt, das in der ganzen Stadt herumspukte. Darin war von wilden Schiessereien die Rede. Am Ende hiess es sogar, man habe mit Kanonen aufeinander geschossen. Ein anderes Mal wurde erzählt, Goebbels sei nicht mehr genehm, es sei etwas vorgefallen, und er liege in einem Sanatorium. Über Ley erzählte man sich, Hitler habe ihm gedroht, er werde ihn absetzen, wenn

er nicht zu trinken aufhöre. Früher hatte man in Abwandlung des Liedes «Zehn kleine Negerlein» von den «Zehn kleinen Meckerlein» gesungen, und ein Vers lautete:

«Vier kleine Meckerlein, die sprachen vom Dr. Ley,
Der eine fragte: Säuft er noch – da waren's

nur noch drei.»

Ein anderes Mal berichtete er: «Eine Bekannte von mir hatte ein neues Dienstmädchen engagiert, das vorher im Haushalt von Dr. Ley gearbeitet hatte. Als es keine Lebensmittelmarken mitbrachte, rief die Dame hei Frau Dr. Ley an, und es stellte sich heraus, dass deren Haushalt Diplomatenverpflegung geniesse und das Mädchen wirklich keine Marken hatte. Was sagen Sie dazu? Die da oben haben gut reden, denen geht es nicht schlecht. Ich möchte einmal wissen, was die so verzehren, und was die für Luftschutzkeller haben. Da sprechen sie immer von Sozialismus und von totalem Krieg, aber selber vormachen? Nee!»

Von «denen da oben», von den höheren Beamten und der Regierung, war im Volke oft die Rede, und selten hörte man ein anerkennendes Wort. Ueher manche Persönlichkeiten wurde freilich nur wenig oder überhaupt nicht gesprochen, und das mochte eine stille Anerkennung sein. Im Allgemeinen ist die Betrachtungsweise erstaunlich nüchtern und zutreffend, denn man kann ja ein Volk nicht jahrelang mit Propaganda mästen, die mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt, ohne dass die Menschen schliesslich misstrauisch werden und sich die Wahrheit seihst zusammensuchen.

Es war noch nicht lange her, dass mir ein Geschäftsfreund folgendes berichtet hatte: «Sie kennen doch den Gauleiter von Südhannover und Braunschweig? Er kann sich mit seiner Anbetung Hitlers nicht genug tun. In jedem Aufruf steht mindestens zehnmal «Unser geliebter Führer». Dieser Mann musste kürzlich vor Gericht erscheinen, weil verschiedene Personen, darunter ein städtischer Beamter, von ihm erzählt hatten, er besitze in der Provinz eine Ausweichvilla mit bombensicherem Luftschuttkeller. Die Leute, welche die Geschichte erzählt hatten, konnten nicht bestraft werden. Irgend etwas ist da faul!» Er hatte mir auch erzählt, dass man in Flugzeugen Rosen aus Italien geholt habe, als in Nordwestdeutschland ein Gauleiter beerdigt wurde. Es wurden Extrazüge eingeschaltet. Und da hörte man immer «Räder müssen rollen für den Sieg», private Reisen erschwerten die Rüstung und es gäbe kein Benzin.

Uebrigens – in einem der neu gewonnenen Gebiete wurden höhere Leiter der NSDAP von ihren Posten gejagt. Sie hatten immer mehr Lebensmittelmarken zur Verfügung, als ihnen eigentlich zustanden, und sie fuhren zweimal täglich im Auto zum Essen. Die Bauern in der Umgehung regten sich schliesslich derartig auf, dass eingegriffen werden musste.»

Ein höherer Beamter der Reichsleitung der NSV (Volkswohlfahrt) hatte mir erzählt, der verunglückte ehemalige Stabschef der SA, Lutze, sei mit seiner Familie auf Verproviantierungsfahrt gewesen. Das Auto, welches ein Sohn Lutzes steuerte, sei in einer Kurve

ins Schleudern geraten und an einen Baum geprallt. Einige Personen seien gleich tot gewesen. Lutze siehst 6ei kurz darauf gestorben. Er hatte in der einstigen Sommerresidenz Eberts gewohnt. «Wenn die nur nicht soviel von Sozialismus reden würden», meinte mein Gewährsmann, «es sieht ja jeder, wo er bleibt, aber dann soll man dem Volk auch nicht dauernd so schöne Sachen erzählen und selber gar nicht danach leben!»

Ein höherer Parteifunktionär feierte gerade während der Katastrophe von Stalingrad in Berlin seine Hochzeit, an der es hoch herging. Ein Teilnehmer erzählte mir völlig glaubwürdig, es habe zu essen und zu trinken gegeben wie im Frieden. Die Hochzeitsgesellschaft sei in Autos von der Kirche zum Schmaus gefahren, ausgerechnet zur Zeit des Büroschlusses, als alle Verkehrsmittel überfüllt gewesen waren. Das Publikum habe sich mit Recht gefragt, ob das vielleicht der totale Krieg sei.

Bevor der Krieg so grosse Ausmasse annahm, dass er die Gemüter in einer Weise beschäftigte, die für anderes nicht mehr viel Raum bot, konnte man noch eher die Meinung des Volkes über seine Führer hören.

Über Josef Goebbels erzählte man sich die tollsten Geschichten. Die Frauen schienen bei ihm eine grosse Rolle zu spielen. Schon jene Auslandsdeutsche hatte von ihm geschwärmt, und offenbar übt er auf die Frauen tatsächlich eine gewisse Anziehungskraft aus. Eine Zeitlang hörte man immer und immer wieder von seinen Liebschaften mit Schauspielerinnen. Schwanenwerder, sein Wohnsitz ausserhalb Berlins, war im Volksmund eine Stätte der Feste, auch noch

während dieses Krieges. Es sei ringsherum streng abgesperrt und bewacht. Viele Anekdoten, meistens zweideutiger Art, wurden über ihn herumgeboten.

In der Eisenbahn hörte ich einmal eine Frau erzählen, Goebbels besitze im Rheinland ein feudales Gästehaus. Das war kurz nach den ersten Bombardierungen von Köln. Er habe dieses Gebäude nicht etwa den Bombengeschädigten zur Verfügung gestellt, sondern feiere immer noch seine Feste darin. Es war ein Wunder, dass niemand diese Frau verhaftet hat.

Als Goebbels dann die zerstörten Städte im Rheinland aufsuchte, zirkulierte in Berlin das Gerücht, es sei Alarm gegeben worden, da man Demonstrationen befürchtete. Die Bevölkerung sollte in den KeUern verschwinden, während Goebbels seine Rundfahrt machte. Trotzdem erzählte man von Streiks und Demonstrationen, von geballten Fäusten, die hinter ihm her geschüttelt wurden. Ein bezeichnender Witz von Tiinnes und Scheel, den beiden Kölner Humoristen, lautete: «Das hat ja allerhand gewackelt in Köln, als die Bomben fielen; ich dachte, das Haus stürzt mir über dem Kopfe ein!» – Scheel: «Das ist ja noch gar nichts! Beim Angriff auf Krefeld haben die Häuser so fest gewackelt, dass noch nach drei Tagen die Hitlerbilder aus den Fenstern flogen!» Tatsächlich – das erfuhr ich von verschiedenen Seiten – warfen die Leute in Köln und anderswo nach schweren Bombardierungen die Bilder und Fotografien der politischen Führer auf die Strassen, Bäckerläden wurden gestürmt und die Polizei musste energisch einschreiten, um die Ruhe wieder herzustellen.

Goebbels' Posten als Propagandaminister ist nicht beneidenswert, und er hat dies auch schon des öftem deutlich betont. Da er ein guter Redner ist und auch über einen scharfen Sarkasmus verfügt, übt er immer eine gewisse Wirkung auf das Volk aus. Wohl heisst es oft, er habe gut reden, aber da er auch irgendwie komisch wirkt, ist die Stimmung der breiten Masse ihm gegenüber auch immer wieder versöhnlich. «Sprechen kann er, das muss man ihm lassen!» heisst es oft. Seine Schlagworte fanden Anklang, er war eigentlich die Flöte, auf der Hitler geblasen hatte. Göring war vielleicht eher die Trommel, auf welcher der «Trommler» in den letzten Jahren seine Wirbel gerührt hatte.

Seine Leitartikel im «Reich», die jeden Freitagabend im Radio verlesen werden und am Samstag in der Zeitung erscheinen, werden in Form von Propagandaschriften als Separatdrucke zu Tausenden an die arbeitende Bevölkerung verteilt und von der Mehrheit auch gelesen. Viele erklären zwar: «Was glauben die eigentlich, uns vorsetzen zu dürfen!», doch haben sie eben nicht viel anderes zum Lesen, und mit der Zeit wirkt diese Propaganda eben doch.

Jedenfalls verfügt Goebbels über ein unerschöpfliches Register von Schlagwörtern, eine gewiegte Redekunst und über Mut, und das wird anerkannt. Trotzdem hat er viele Hasser in Deutschland.

Nach der von Himmler verfügten «Realisierung» der deutschen Propaganda und Volksaufklärung gibt Goebbels manchmal erstaunliche Dinge zu, und obgleich seine früheren Reden oft Lügen gestraft wur-

den, verfasst er heute seine Artikel immer noch mit Meisterschaft.

Trotzdem er sich gewöhnlich gut in der Gewalt hat, befand er sich am 30. Januar 1943 in grosser Erregung, als er den «Totalen Krieg» verkündete. Seine Stimme überschlug sich immer und immer wieder, er schrie sich heiser und schmähte und drohte gegen die «feinen Leute und Drückeberger», die vom Kriege noch gar nichts gemerkt hätten, und verkündete, dass sie alle in den Arbeits- und Rüstungsprozess eingeschaltet werden müssen. Er wütete gegen die «Schlemmerlokale», die daraufhin geschlossen wurden, nachdem bei «Horcher», einem der besten Berliner Restaurants, das man nach dem Volksmund nur mit den niedrigsten Partei-Mitgliedsnummern betreten konnte, schon zweimal nächtlicherweile die Scheiben eingeschlagen worden waren. Es liess dann nach der Schliessung, Horcher habe seinen Betrieb ins Luftfahrtministerium verlegt.

Tatsächlich gab es eine öffentliche und eine ganze Anzahl geheimer Lokale, in denen man noch im Herbst 1943 für teures Geld alles haben konnte. Es gab sogar Schokolade, Tabakwaren, Schnäpse ohne Marken und Punkte. Unter jedem Gedeck lagen die obligatorischen Lebensmittelkarten bereit für den Fall einer polizeilichen Ueherrasliung; sie wurden vom Besitzer des Lokals zur Verfügung gestellt. Das war ziemlich weit herum bekannt. Viel Gelächter erregte in jener Rede die Schilderung, die Goebbels von der Arbeiterfrau gab, die morgens nach der Nachtschicht durch den Tiergarten nach Hause gehe und

unterwegs von eleganten Reitern überholt werde, hinter denen sie wütend ihre Fäuste ballte. Er verbot denn auch das öffentliche Reiten zu Vergnügungszwecken.

Bekannt ist seine Höflichkeitsaktion. Er setzte eine kleine Anzahl von Preisen aus für die höflichsten Berliner. Man fand das überall lächerlich, weil es nicht die geringste Wirkung hatte. Die Kellner und Strassenbahnschaffner, die Beamten und Geschäftsbesitzer blieben weiter unhöflich, und diejenigen, welche die Preise erhielten, waren schon vorher von Natur aus besonders liebenswürdig gewesen.

Die Anekdoten und Witze, die über Hermann Göring von Anfang an im Umlauf waren, gehen in die Hunderte. Es hiess, er sammle sie und prämiere die guten mit zwei Mark. Er schien Humor zu haben, und das verhalf ihm nicht zuletzt zu seiner Volkstümlichkeit. Früher bildeten seine zahllosen Uniformen und Orden das beliebte Gesprächsthema. Noch heute geht ein Schmunzeln durch die Kinos, wenn der «dicke Hermann» in der Wochenschau gezeigt wird, der alte Weltkriegsoffizier und Kommandeur des Richthofen-Geschwaders, der Schöpfer der deutschen Luftwaffe, der Chef der Reichswerke Hermann Göring, der Reichsmarschall. Als während der Olympiade ein Spiel für die Deutschen schlecht stand und Göring plötzlich in der Regierungsloge auftauchte, flogen sofort Sprechchöre über den Sportplatz: «Wird es nun wohl besser gehen, wenn sie unseren Hermann sehen».

Jener Funktionär, von dessen Hochzeit soeben die Rede war, hatte einmal erzählt, Göring suche von Zeit zu Zeit die Gefängnisse auf, um die hartnäckigen Kommunistenführer zu besuchen. Das war allerdings einige Jahre vor Ausbruch des Krieges. Er versuche, diese Leute von ihrer politischen Verirrung zu heilen und von der Verwirklichung des Sozialismus durch die Nationalsozialisten zu überzeugen. Dabei habe er einmal erklärt, er trage wohl gerne schöne Uniformen und er verdiene auch eine Menge Geld, dafür arbeite er aber auch viel mehr als andere und trage eine viel grössere Verantwortung.

Ein Wirtschaftsführer hatte mir gesagt, Göring habe die Gabe, den richtigen Mann an den richtigen Platz zu stellen, er besitze grosse Menschenkenntnis. Er könne zwar unmöglich alle Gebiete beherrschen, die ihm von der Führung anvertraut seien, dafür wolle er sich aber auf seine Untergebenen verlassen können. Er sage das auch ganz offen: «Meine Herren, ich verstehe nichts von alle dem, ich verlasse mich auf Sie, und Sie haben dafür zu sorgen, dass alles klappt». Seine Persönlichkeit an oberster Stelle sollte die Erzielung bester Leistungen gewährleisten. Er versteht es, in der einen Hand ein Zuckerbrot zu zeigen, während er mit der anderen die Peitsche schwingt. Er gebraucht gerne derbe Worte, aber man nimmt ihm das nicht übel, es hat sogar dazu beigetragen, die Zuneigung und das Vertrauen in ihn zu festigen.

Man weiss von ihm, dass er furchtbar schreien und schimpfen kann, dabei aber sei er nicht nachträge-

risch. Nur den Kommunisten vergesse er es nicht, dass sie das Grah seiner ersten Frau in Schweden geschändet hätten. Er selbst hat einmal auf einer Gesellschaft erzählt, dass er seinen jungen Löwen hei sich im Büro habe. Als er einmal einen Polizeibeamten in irgend einer Angelegenheit angebrüllt habe, da sei der Löwe der Meinung gewesen, er müsse seinen Herrn unterstützen, habe sich von hinten an den Beamten herangeschlichen, zum Sprung angesetzt und sich in die Hosen des Beamten verbissen. Beide hätten sie nach der grossen Verblüffung laut gelacht, dann habe Göring seine Frau veranlasst, eine neue Hose zu beschaffen. Der Beamte, der sich tapfer gehalten hatte, wurde befördert.

Göring versteht es, zu plaudern und wirkt dadurch auf seine Umgebung. Es hiess schon lange, er habe sich auffällig von der Partei distanziert und stehe auf dem äussersten rechten Flügel. Als alter Weltkriegsoffizier ist er recht angesehen und beliebt, er spricht gerade heraus, ist ehrlich, grob, aber wieder verträglich. Sicher ist er über die niedrige Masse in der Partei weit erhaben. Von Denunzianten hält er gar nichts. Als seinerzeit aus gewissen Gründen ein grosses Kesseltreiben gegen den Schauspieler Gustav Gründgens im Gange war, rief er ihn beim Zahnarzt an, bestellte ihn zu sich und ernannte ihn zum Generalintendanten des Staatlichen Schauspielhauses.

Bekannt ist der grosse Aufwand, mit dem er seinen Landsitz, seine Residenz Karinhall, ausgestattet hat. Da hängen die wertvollsten Bilder, da befindet sich eine Sammlung der kostbarsten Schmuckstücke und

Goldschmiedearbeiten. Die Goldschmiedeabteilung der Preussischen Akademie der Künste lieferte ihm noch während des Krieges die teuersten und schönsten Geschenke in prunkvollster Ausführung. Ein Landsmann, der einmal einen Blick in die Räumlichkeiten von Karinhall zu werfen Gelegenheit hatte, versicherte mir, die Einrichtung sei unvorstellbar grossartig.

Es ging das Gerücht, in dem prächtig eingerichteten Speisesaal mit Leuchtern, Spiegeln, Lüstern, Gold und Silber, einzigartigen Services und Bestecken habe ein grosses Essen stattgefunden. Während des Mahles sei Alarm gegeben worden, und die ganze Gesellschaft habe sich in den tief unter der Erde gelegenen Luftschutzkeller zurückgezogen. Dort sei ihnen beim Eintreten der Atem weggeblieben, weil derselbe Saal hier noch einmal vorhanden war, in dem nun der Schmaus fortgesetzt wurde.

Ein Offizier der Luftwaffe erzählt mir, Göring habe auch an einem nächtlichen Bombardement Londons durch deutsche Flugzeuge teilgenommen, Hitler habe ihm jedoch solche Flüge verboten. Auch soll er wegen des zu Anfang des Krieges abgestürzten deutschen Fliegers Hauptmann Wiek mit England in direkter Verbindung gestanden haben. In der Öffentlichkeit bezeichnet Hitler ihn als seinen getreuen Paladin, und Göring spricht in seinen Aufrufen vom «geliebten Führer, den der Allmächtige schützen möge». Er geniesst auch heute noch im Volk viel Ansehen und Vertrauen, wenn sich auch seine Worte, die er an die Nation gerichtet hat, nicht erfüllt haben.

Zu Beginn des Krieges hatte er erklärt: «Wenn ein einziger englischer Flieger nach Deutschland herein- kommt, dann will ich Meyer heissen! Und wenn schon mal einer durchbricht, dann kommt er bestimmt nicht mehr hinaus!» Nachdem die Städte im Rheinland zerstört waren, nannte man ihn dort «Meyer». Das Volk erinnert sich zwar jenes stolzen Wortes gut, doch war es Görings Ansehen nicht einmal sehr abträglich, dass es anders kam.

Etwas mehr vom Prestige ging ihm nach seiner letzten grossen Rede im Spätherbst 1942 verloren, wo er gesagt hatte, mit den Lebensmittelrationen werde es von nun an nur noch aufwärts gehen. Er hatte die fruchtbaren, unübersehbaren Ländereien, die unermesslichen Anhauggebiete im Osten geschildert, die nun von Deutschland ausgebeutet würden. Kurz danach wurde die Fleischration gekürzt, die Lebensmittelversorgung wurde nicht besser; mit der Zeit, infolge der rückläufigen Kriegsentwicklung, wurde sie schlechter. Die Wirklichkeit war ganz anders geworden, als es damals aus seinen hoffnungsvollen und viel versprechenden Worten geklungen hatte. Hatte er sich so tief getäuscht, war er falsch und schlecht beraten? Und welche Schlussfolgerungen mag er daraus gezogen haben?

Welche Machtkämpfe, Intrigen und Rivalitäten mögen sich wohl im fünften Kriegsjahre unter der Decke der Propaganda und des offiziellen Geheimnisses in Deutschland abspielen. Das alte Militär, namentlich auch die Marine, stehen den Nationalsozialisten mindestens sehr reserviert gegenüber. Himmler

würde am liebsten, davon ist man überzeugt, die ganze Wehrmacht zur Waffen-SS machen. Wahrscheinlich bereiten sich beide auf «ihre Stunde» vor, Göring wie Himmler. Vielleicht wird eines Tages eine Militärdiktatur eingesetzt werden, und Göring übernimmt die Nachfolge Hitlers. Oder wird Himmler mit seiner SS aufmarschieren, die er zu einer schlagkräftigen unfl bestausgerüsteten Waffe gemacht hat? Diese Möglichkeiten werden etwa von den Deutschen insgeheim erwogen. Aber keiner weiss, was kommen wird. Immerhin würde sich die Zuneigung der Mehrheit auf Göring richten. Zu ihm hat das Volk am ehesten Vertrauen. Wenn es einmal schief gehen sollte, dann sieht man am liebsten einen Soldaten an der Führung. Voraussichtlich wird Göring im dramatischen Ablauf des deutschen Schicksals noch eine massgebende Rolle spielen.

Eine andere Erscheinung unter den Führern des Dritten Reiches, auf die weite Kreise des Volkes felsenfest vertrauten, war Rudolf Hess. Bekannt waren seine alljährlichen Weihnachtsreden an die Auslandsdeutschen. Auffällig trat er auch manchmal mit einem «Brief an eine Mutter» hervor, der im «Schwarzen Korps», dem Blatt der SS, erschien und die unehelichen Kinder mit ihren Müttern in Schutz nahm. Sonst hielt er sich scheinbar mehr im Hintergrund.

Ein Parteigenosse hatte mir allerdings einmal erzählt, dass Hess sehr ehrgeizig war und mit seiner Stellung nicht zufrieden gewesen sein soll. Auch berichtete er mir, Hess sei Mitglied einer Christengemeinschaft gewesen, deren Lokal und Besitz sofort

nach seinem Flug nach England beschlagnahmt worden sei. Die Bücher habe man verbrannt, darunter auch einige Werke von Goethe. Eine Verhaftungswelle habe eingesetzt, und man habe auch mehrere Geistliche eingesperrt, die dieser Gemeinschaft angehörten.

Offiziell wurde erklärt, Hess sei geistig umnachtet gewesen und habe in einem Anfall von Geistesgestört-heit den Flug nach England unternommen. Die amtliche Verlautbarung war nur sehr dürftig. Aus der Partei wurde Hess nicht ausgestossen. Sein Amt wurde an keinen andern vergeben, da Hitler eine Änderung vornahm. Im Volk war die Meinung sehr geteilt, welches die wirklichen Beweggründe zu diesem Flug gewesen seien. Die einen betrachteten Hess als einen Hochverräter, die andern glaubten zuerst an seine Verrücktheit, und viele nahmen an, dass er in geheimer Mission nach England geschickt worden sei. Manche Leute hielten ihn für den einzig Gescheiten.

Da er sich nach aussen still verhielt und auch nicht, wie viele seiner Kollegen, wegen Frauengeschichten ins Gerede kam, hielt man ihn im Volk für eine der anständigsten Gestalten. Der Volkswitz bemächtigte sich seiner eigentlich erst, nachdem er verschwunden war. – Der Lehrer fragt in der Schule nach dem höchsten Wesen. Ein Kind nennt den lieben Gott. «Ja, weil er den Menschen aus Staub erschaffen hat», sagt der Lehrer. Da streckt einer den Finger in die Höhe: «Ich weiss noch ein höheres Wesen!» – «Nanu, wer könnte das denn sein?» Und die Antwort des Schülers lautet: «Das ist Rudolf Hess, der hat sich selbst aus dem Staube gemacht.»

Vor Heinrich Himmler haben alle Angst. Viele Menschen, mit denen ich über ihn sprach, bezeichneten ihn wörtlich als Scharfrichter. Er ist Reichsführer der SS, Chef der Polizei und Gestapo und der Waffen-SS, Beauftragter Hitlers «für die Sicherung und Festigung des deutschen Volkstums», und seit 1943 Innenminister. Ab und zu hörte man auch andere Urteile über ihn. So erzählten mir zwei verschiedene Wirtschaftsführer, sie hätten aus zuverlässiger Quelle gehört, Himmler sei gar nicht so schlimm, wie man immer annehme, im Gegenteil, er sei mit Todesurteilen und harten Urteilen überhaupt eher zurückhaltend. Aber man weiss ja nie, wieweit sich die Führung selber an solcher Legendenbildung beteiligt.

Als damals die Gerüchte umliefen, im Führerhauptquartier sei es zu einer Auflehnung Himmlers und zu seiner Erschiessung gekommen, da wurde etwas Ähnliches auch von einem Generalleutnant der SS ausgesprochen. Daraufhin vermutete man, dass das Propagandaministerium alles nur in Szene gesetzt habe, um dem Volk zu beweisen, wie dumm es sei, Gerüchten Glauben zu schenken.

Jedenfalls erschien Himmler einige Zeit danach wieder an der Öffentlichkeit. Sofort wurde behauptet, er sei es gar nicht selbst, man habe ein Double angestellt. Aber der «grüne Stift» unterzeichnete weiter die Schriftstücke, und heute wissen wir, dass er immer noch von der Hand Himmlers geführt wird. Graphologen beurteilen seine Handschrift als primitiv und gefährlich zugleich. Und ähnlich wirkt sein Gesicht auf die Masse: eiskalt, hinter den abschir-

menden Gläsern seines Zwickers ein paar noch kältere, berechnende Augen, und darunter ein Mund, der über Todesurteile zur Tagesordnung übergeht.

Das ganze Volk empfindet vor ihm und seiner Gestapo eine heillose Furcht. Einer misstraut dem andern, keiner wagt ein lautes Wort, geschweige denn eine Auflehnung. Die Unvorsichtigen werden sofort verhaftet. Von Zeit zu Zeit erscheinen Notizen in den Zeitungen, wonach Landesverräter, Gerüchtemacher, Verbreiter von Witzen schwer bestraft wurden.

Himmler passt auf. In Deutschland, in der Partei selbst, und hin und wieder liest man von Reisen nach Finnland, Rumänien, ins Baltikum. Seine SS hat er glänzend ausgerüstet. Dass er sich in ihr eine Waffe geschaffen hat, die gefährlich werden kann und die an vielen Orten unseres Erdteils bereits ausserordentlich gefährlich geworden ist, braucht nicht betont zu werden. Sollte die deutsche Entwicklung sich überstürzen, dann wird sich erweisen, wie Himmler diese Waffe zu führen versteht. Er wird auf der Bühne des Geschehens wahrscheinlich eine Hauptrolle spielen, und vielleicht wird er eines Tages etwas mehr aus den Kulissen hervortreten, als das noch heute der Fall ist.

Ich geriet einmal zufällig in einem grossen Gebäude der SS in einem Berliner Vorort in ein Büro, in welchem offenbar die Schweiz «bearbeitet» wurde. Da hing eine Landkarte mit den vertrauten Umrissen, Seen und Alpenhöhen, und ich konnte mir denken, dass sie hier nicht zu Zwecken des Fremdenverkehrs angebracht war. Es wurde mir einmal gesagt, dass die SS über jeden Schweizer genau Bescheid wisse, und

das wäre weiter nicht verwunderlich, da die Zahl unserer Einwohner derjenigen von Berlin ungefähr entspricht. Und diese Leute befassten sich ja mit achtzig bis hundert Millionen eigenen Menschen, und dass sie auch anderswo tätig waren, beweisen die Ereignisse.

Witze hört man bezeichnenderweise fast gar keine über Himmler, und die wenigen sind nichtssagend. Er ist wohl der gefürchtetste Mann im Dritten Reich.

Das Volk erzählt politische Witze

Einige politische Witze, wie sie im Volk mit Blitzesschnelle Verbreitung finden, mögen die geistige Haltung weiter Kreise illustrieren. Da fand gelegentlich eine Reichsspinnstoffsammlung statt. Man erzählte sich, die Ergebnisse seien sehr gut gewesen: Es seien abgeliefert worden das Lügengewebe des Propagandaministeriums, die Hirngespinnste der Regierung, der Geduldsfaden des deutschen Volkes und die Lumpen aus der Partei. – Am Funkturm in Berlin wurde jedes Jahr eine Blumenschau veranstaltet. Es hiess, die Regierung habe sich diesmal auch beteiligt: Hitler als fleissiges Lieschen, Göring als fette Henne, Goebbels als Löwenmaul und das deutsche Volk als Zittergras. – An einem Zeitungskiosk am Potsdamer Platz legt ein Mann jeden Tag seine zehn Pfennige hin, ohne jedoch die Zeitung mitzunehmen. Der Verkäuferin fällt das mit der Zeit auf, und sie ruft den Mann zurück: «Sie vergessen ja immer Ihre Zeitung mitzunehmen!» Der antwortet: «Mich interessieren nur die Todesanzeigen.» «Aber die können Sie doch nicht sehen, die befinden sich auf der letzten Seite.» «Ja, wissen Sie,

die, welche mich interessieren, stehen auf der 1. Seite!»

Als der Schwarze Mann überall hingemalt wurde, fragte man: «Weeste, wer det ist? Det ist Adolf auf der Flucht!» – Und eine andere Version war: «Die Sache steht schief und sieht schwarz aus!» – Bevor die Kapitulation Italiens erfolgte, hiess es, Hitler unterschreibe jetzt nur noch mit Bleistift. Warum? Weil Mussolini in der Tinte sitzt. – Als Hitler sich mit Marschall Petain traf, erzählte man, Hitler habe höflicherweise französisch gefragt: «Est-ce que vous preferez du the ou du cafe?» und Petain habe die Höflichkeit auf Deutsch erwidert: «Ich nehme lieber Tee» (liberte). – Hitler versammelt seine Getreuen, um sich mit ihnen darüber zu beratschlagen, wielange Deutschland noch Krieg führen kann. Göring macht Angaben über die Rohstoffe, die zur Verfügung stehen; sie reichen noch für zehn Jahre. Goebbels sagt, mit seiner Propaganda könne er das Volk noch bis zum Kriegsende abspeisen, wielange das auch noch dauern sollte. Und Darre meint, die Ernährung reiche noch hundert Jahre. Hitler ist erstaunt: «Das ist ja allerhand, Nahrung für achtzig Millionen während hundert Jahren?» «Nicht fürs Volk», sagt Darre.

Oft werden ganze Verse gedichtet oder nach bekannten Vorbildern abgewandelt, oder es werden Reden Hitlers aus dem Jahre 1960 verfasst. In einer derselben, die, wie alle ähnlichen, mit Schreibmaschinendurchschlägen vervielfältigt werden und daher in Massen auftreten, hiess es, Hitler habe Rosenberg zum geistlichen Oberhaupt gemacht, Göring wurde zum Zaren von Russland ausgerufen, Goebbels wurde zum

Grossmufti von Jerusalem und zum Oberrabbiner von Palästina und Transjordanien ernannt, Churchill war Gauleiter von England geworden, Roosevelt wurde als alter Kämpfer begrüsst und von Stalin hiess es, er befinde sich augenblicklich zur Umschulung als General der Waffen-SS auf der Ordensburg Sonthofen. Von Hitler selbst wurde darin gesagt, er weile bei seinen Truppen in Chile. Diese «Proklamation» umfasste eine ganz eng bedruckte Schreibmaschinenseite.

Wenn jemand bei der Verbreitung solcher Witze er tappt wird, dann erhält er Kerkerstrafen oder wird erschossen. Hin und wieder stehen diesbezügliche Notizen in der Presse, als Abschreckung – und als Kulturdokument. Vom Witz zur Hetze ist nur ein kleiner Schritt. An den vielen Bäumen, welche die breiten Berliner Strassen schmücken, bringt das Volk auf Zetteln seine Tauschangebote an, wenn ein Inserat in der Zeitung zu teuer kommt. Auf einem solchen Zettel stand einmal geschrieben: «Tausche wegen Fettinangel eine beinahe neue Bratpfanne gegen ein Führerbild.» – Im Grunewald fand man an den Bäumen die Fotografien der führenden Persönlichkeiten, wie sie in jedem Büro, in jeder Wohnung und in jeder Wirtschaft angebracht sind, aber mit durchstossenen Augen. Immer wieder schreiben Unbekannte an die Wände der U-Bahn: «Stalin siegt!» – Als die Regierung zu Propagandazwecken grosse Transparente aufhängen liess: «Sieg oder bolschewistisches Chaos!» hiess es, ein Soldat habe darunter geschrieben: «Kartoffeln oder Erdäpfel!» Die Geschichte kann erfunden sein, aber sie wurde von vielen Leuten weiter

erzählt und belacht. Eine Scherzfrage lautete: «Was ist der Unterschied zwischen Deutschland und Russland? In Russland ist es kälter!»

In einer Abwandlung des Horst-Wessel-Liedes wurde von Kindern auf der Strasse der Vers gesungen:
«Die Preise hoch, die Läden fest verschlossen,
Der Hunger naht dem deutschen Volk sich Schritt
um Schritt,
Doch hungern nur die armen Volksgenossen,
Die Reichen hungern nur im Geiste mit!»

Schillers «Bürgschaft» musste zu folgendem Vers erhalten:

«Ich bin, spricht Hermann, zu sterben bereit,
Und bange nicht um mein Leben,
Doch wollt Ihr mir geben drei Jahre Zeit,
Bis dass ich Euch restlos vom Wohlstand befreit,
Dann lass' ich Euch Josef als Bürgen,
Ihn mögt Ihr statt meiner erwürgen!»

Und als der Schlager «Es geht alles vorüber» im Schwünge war, da konnte man die Kinder auf der Strasse singen hören:

«Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei,
Erst geht Hitler kopfüber und dann die Partei!»

Da der Schlager eine geläufige Melodie hatte, wurde dieser Vers überall gesungen und das Propagandaministerium musste sogar die Verbreitung der Musik durch das Radio verbieten, weil sie allzuviel unerwünschten Anklang gefunden hatte.

In München sang man nach der gleichen Melodie:

«Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei.

Berlin kommt zu Russland, und Bayern wird frei!»

VIII. Kapitel

Begegnung mit dem Führer

Erntedankfest 1935

Am Erntedankfest 1935 sah ich Hitler auf dem Bückeberg bei Hameln, der alten Rattenfängerstadt. Eine unübersehbare Menschenmasse wogte über den Hang des Berges, an dessen Fuss und Gipfel Tribünen aufgestellt waren, stand, hockte auf mitgebrachten Stühlen, lagerte auf Decken, genau so eng und unbequem, wie sie es heute in den bombardierten Städten nach einem grossen Angriff tut. Riesige Fahnenmasten säumten das Gelände ein, und die Embleme des Dritten Reiches flatterten am Oktoberhimmel.

Ungeheure Spannung und Erwartung erfüllten die Menschen, die auf das Eintreffen Hitlers und seines Gefolges warteten. Als fern unten in der Ebene die Autokolonne herannahte, wehte wie ein Orkan das von abertausenden Stimmen ununterbrochen gerufene «Heil!» vom Berghang herab, diesem Manne entgegen, der es verstanden hatte, das deutsche Volk in seinen Bann zu schlagen.

Nun hielt er von der unteren Tribüne aus eine Rede, die im Begeisterungsrausch der Massen endete. Anschliessend stieg er mit seiner engeren Umgehung den freigehaltenen Mittelgang hinauf. Aber er kam

nur langsam vorwärts. Zu beiden Seiten standen die Bäuerinnen in ihren schmucken Trachten aus Bückeburg, aus dem Weserbergland, aus dem Westfälischen, und alle drängten auf ihn zu, um ihn zu sehen, um ihm die Hand zu drücken und um in seine blauen Augen zu schauen. Strahlendes Lächeln war auf seinem Antlitz, und plötzlich stand er vor mir, keinen Meter weit, und sah mir sekundenlang in die Augen. Er übte unbestritten eine starke Wirkung aus. Die Begeisterung der Tausende, die ohne Pause «Heil» riefen, steigerte jeden einzelnen in einen Rausch hinein, und das erhöhte noch die Wirkung, welche die Persönlichkeit dieses Mannes ausübte. Überall griff er nach Händen, die sich ihm in dichter Fülle entgegenstreckten, streichelte Wangen und strich über Haare. Dicht hinter ihm kamen Göring mit breitem Grinsen, Goebbels und Hess und die andern, alle in bester Laune und nach allen Seiten grüssend.

Unten am Fuss des Hügels war eine künstliche Ortschaft aufgebaut worden. Ein kleines militärisches Manöver sollte sich abspielen. Infanterie ging vor, von Panzern unterstützt. Ein allgemeines, staunendes und anerkennendes Aaah! begleitete die rasend schnelle Fahrt der Tankwagen. Schüsse knallten, Maschinengewehrfeuer knatterte in die friedliche Schönheit des Herbstsonntags hinein, Brände in den Attrappenhäusern loderten auf, Panzer fuhren durch sie hindurch und liessen nichts Aufrechtes zurück. Das Aaah steigerte sich zum lauten Beifall, und nun brausten plötzlich hinter dem Bergwald hervor Kriegsmaschinen im Tiefflug über die «genommene» Ortschaft und

vernichteten ihre Überreste durch Bombenwurf und Bordfeuer. Das Dröhnen der Motoren vermischte sich mit dem Jubel der Menge, die nicht ahnte, dass einst andere Motoren über ihren Köpfen dahinbrausen würden, und dass einst das Verderben nicht in potemkinsche Kulissenhäuser herabfallen, sondern ihre eigenen Städte verwüsten würde.

Die guten Zeiten

Während des Reichsparteitages 1938 war ich im Auto in Bayern unterwegs. Ich fuhr durch eine kleine Ortschaft, die Hauptstrasse wand sich wie eine Schlange durch das Dorf und war sehr unübersichtlich. Plötzlich hörte ich ein starkes Dröhnen von Flugzeugmotoren und sah auch schon mehrere grosse Flugzeuge im Tiefflug kreisend, über Dächer und Strassen dahinfegen. Im gleichen Augenblick bog eine Autokolonne um die Ecke, im ersten Wagen sass Hitler, die Mütze mit dem augenbeschattenden Schirm tief im Gesicht, und bevor ich überhaupt erfasste, dass er es war, fuhr schon der vierte oder fünfte Wagen an mir vorbei. Er kam von Nürnberg und war auf dem Wege nach Berlin. Seine Fahrt wurde begleitet von den Flugzeugen, die über seinen Weg wachten und auf der ganzen Strecke ihre Kreise flogen. Damals gellte die Kampfansage an den Bolschewismus in aller Ohren. Die Eingeweihten ahnten oder wussten, was gespielt wurde, sie waren noch stolz und siegesbewusst. Die Synagogen lagen in Trümmern, und die Hitlerjugend sang: «Heute gehört uns Deutschland, und morgen die ganze Welt»!

Die Gestalt Adolf Hitlers, wie sie dem Empfinden der grossen Masse nahekommt, erscheint in den folgenden Ausführungen besonders deutlich.

Ich hatte ihn am Radio sprechen gehört, als er vor dem Reichstag seine «Rechenschaftsberichte» abgab nach den Siegen in Polen, Frankreich, auf dem Balkan. Stolz, siegesbewusst, zuversichtlich, sarkastisch, den Feind beschimpfend. – Ein Offizier hatte mir vom Zusammentreffen Hitlers mit Generaloberst Dietl erzählt, als dieser nach der Überwindung der Schwierigkeiten in Norwegen nach Berlin kam. «Na, wie war's denn?» fragte ihn Hitler. «Scheisse!» antwortete Dietl, um sich dann plötzlich nach der Umgehung umzusehen. Dann brachen beide in ein Gelächter aus und klatschten ihre Hände auf die Oberschenkel.

Von einem bekannten Schriftsteller erfuhr ich, dass er mit vielen andern einmal kurz vor Ausbruch des Krieges bei Hitler eingeladen war, um ihm vorgestellt zu werden. Beim Eintritt in das Gebäude gab er seine Karte ab, telefonisch wurde er angemeldet, und oben empfing ihn Hitler sehr loyal und sprach mit ihm über seine Werke, über die er offenbar zuvor informiert worden war. Nachmittags waren alle gemeinsam zum Tee eingeladen, man sass zu Viert an kleinen Tischen, wobei immer ein Sessel unbesetzt blieb. Hitler ging von Tisch zu Tisch und unterhielt sich angeregt, humorvoll, in bayrischer Mundart. Er erzählte von einem Flug, bei dem es recht ungemütlich wurde, weil die Landungsvorrichtung nicht mehr funktionierte.

Ein kleines Mädchen war mit seiner Mutter am Obersalzberg gewesen, und da es geheissen hatte, Hitler werde sich zeigen, hatte es einen Blumenstrauss mitgebracht. Aber Hitler kam nicht, und wegen der Hitze wurde das Kind ohnmächtig. SS-Leute nahmen sich seiner an. Der grosse Kummer der kleinen Besucherin war, dass sie den Strauss nicht an den Mann bringen konnte. Die SS-Leute versprachen, die Blumen abzugeben und schrieben die Adresse des Kindes auf. Nach einigen Wochen kam ein von Hitler persönlich unterzeichnetes Dankschreiben, das die Hoffnung aussprach, die kleine Dame habe sich von der Unpässlichkeit erholt. Das ist keine Legende, ich kannte die betreffende Familie persönlich.

Die Putzfrau aus der Reichskanzlei

Es wurde aber auch erzählt, dass Hitler in grosse Erregung geraten könne, dass er furchtbar zu schreien beginne und sich in die Vorhänge werfe, wenn man ihm widerspreche. Angeblich will das auch eine Putzfrau aus der Reichskanzlei gewusst haben, die für Beseitigung der weltpolitischen Unordnung zu sorgen hatte.

Was ist an diesen Sachen wahr, was nicht? Es ist beinahe gleichgültig, denn siehst das viel herumgebotene Greuelmärchen, dass er in der Erregung in Tischkanten und Perserteppiche beisse, wäre durchaus harmlos, wenn es damit sein Bewenden gehabt hätte. Es ist aber interessant, dass grosse Volksteile solchen Berichten oder Gerüchten Glauben schenken. Wenn man sich fragt: Wie ist Hitler wirklich. Dann lautet

eine Antwort darauf: Er isst auch so, wie das Volk ihn sieht.

Stalingrad

Der Winter 1942/43 war hart. Stalingrad fiel. Vorher hatte Hitler mit lachender Stimme versichert: «Und Sie können sich darauf verlassen, dass wir es nehmen werden!» In Stalingrad verdunkelte sich Hitlers Stern. Eine Armee war geschlagen und vernichtet, und was der Vernichtung entging, trat den Rückzug an. Am 30. Januar hatte ich gehört, dass er gar nicht mehr im Führerhauptquartier in Ostpreussen, sondern in seinem Haus in Bayern sei; er habe einen Nervenzusammenbruch erlitten.

Dann nahte der Heldengedenktag, der nach der Tradition im Ehrensaal des Berliner Zeughauses gefeiert wird. Jedesmal hielt Hitler eine Rede. Diesmal wurde der Heldengedenktag verschoben, was vordem nie der Fall gewesen war. Stimimte es etwa, dass er krank sei und sich der Öffentlichkeit nicht mehr zeigen könne oder wolle? Man hatte auch von einem Aufruhr im Führerhauptquartier gemunkelt. Ganz Berlin befand sich in Aufregung, bis man eines Tages den totesagten Himmler zur Schau stellte, um über die Gerüchtemacherei triumphieren zu können.

Hitler kam, wenngleich mit Verspätung. Ich sah in der Wochenschau den Filmbericht von der Feier im Zeughaus, am Radio hatte ich Hitlers Rede gehört. Schnell und hastig, beinahe tonlos, hatte er sie von sich gegeben, so dass man das Gefühl hatte, er

wäre froh, wenn er mit heiler Haut wieder heraus* käme. Auf dem Streifen sah er alt und bleich aus, sein Haar war grau geworden, Tränensäcke lagen unter den Augen, seine Bewegungen waren fahrig, hastig. War er den unermesslichen Anforderungen von Politik und Krieg nicht gewachsen? Hatte das deutsche Schicksal, das zu gestalten er ausgezogen war, ihn übermannt? War die Macht, nach der er gedürstet und die er besessen hatte, wie selten einer vor ihm, ein ungetreuer Dämon geworden, der seinen Händen bereits entglitten war und sich in seinem Nacken festgekrallt hatte, um ihn zu besitzen? Der oft berufene «dröhnende Gang der Geschichte» kann nicht von Menschen allein geplant und gelenkt werden und das Dröhnen klingt nicht nur denjenigen ans Ohr, für die es bestimmt war. Die Geschichte geht ihren Gang, unabhängig vom Willen der Menschen, und sie kümmert sich nicht darum, wenn ihr Einzelne die Richtung weisen wollen.

Die Wirkung, die Adolf Hitler auf das deutsche Volk ausgeübt hat, wurde stark von der vielfältigen und gut ausgebauten Propaganda unterstützt. Von Anfang an erschienen Bilderbücher in grossen Auflagen, in denen Hitler in jeder Lebenslage geschildert wurde: Kinder streichelnd, den ersten Spatenstich an einem grossen Bauvorhaben ausführend, sich mit einer bescheidenen Mahlzeit begnügend. Sein einfaches Auftreten wurde gerühmt, es hiess, seine einzigen Einkünfte beständen im Erlös aus seinem Buch «Mein Kampf», man sprach von seiner Diät, er esse kein Fleisch, geniesse keinen Alkohol und rauche nicht.

Er wurde der Jugend immer wieder als der grosse Führer und als das beste Vorbild des Deutschen dargestellt. In jeder Wohnung, in jedem Büro, Schaufenster und Ladengeschäft und in jeder Kantine, überall hing sein Bild oder seine Fotografie, meist zusammen mit denjenigen der anderen Führer des Dritten Reiches. Nachdem der Krieg ausgebrochen war, wurde er in Presse und Rundfunk als das grösste Feldherren-genie aller Zeiten bezeichnet. Man rühmte seine sagenhaften Kenntnisse auf allen Gebieten, namentlich in militärischen Dingen. Viele Legenden waren über ihn im Umlauf, man erzählte sich viel von seinem unglaublichen Wissen.

Erscheinung und Legende

Er verblüffte immer wieder Offiziere mit seinen Fragen, die grösste Fachkenntnisse verrieten. Sei die Besichtigung eines Schlachtschiffes angekündigt, dann zitterten die höchsten Offiziere, bis der Rundgang beendet sei. An einem Geschütz habe er eine Schraube verstellt, ohne dass der verantwortliche Offizier es gesehen habe; als er dann Feuer befohlen habe, habe sich der Schuss nicht gelöst und der Verblüffte habe Blut geschwitzt, in seiner Aufregung die Ursache aber nicht entdecken können. Beim Bau des Westwalls habe er in einem Bunker eine MG-Stellung kritisiert, da sie völlig falsch angelegt gewesen sei, und als er bei seiner Besichtigung vom Koch mit einem üppigen Mal empfangen worden sei, habe er die einfache Feldküche vorgezogen. Solche Geschichten konnte man im Anfang des Krieges zu Dutzenden hören.

Immer wieder wurde sein persönlicher Mut betont, besonders anlässlich seiner Einzüge ins Saargebiet, in Wien, in Prag und Paris, die sofort nach dem Einmarsch der deutschen Truppen erfolgten. In Prag soll übrigens ein SS-Mann in die Menge gefeuert haben, weil er einen unmittelbar bevorstehenden Bombenwurf gegen Hitler vermutete. Es wurde auch erzählt, Hitler sei kurz vor der Besiegelung der Katastrophe persönlich in Stalingrad gewesen. Dies hörte ich in Deutschland von sehr vielen Seiten.

Immer von neuem wurden in der Propaganda seine seherische Gabe, seine Intuition, die immer das Richtige treffe, seine schlafwandlerische Sicherheit in den Vordergrund der Betrachtung gestellt. Er erschien als Schirmherr auf den mannigfaltigsten Gebieten und er war der «grösste Bauherr des Dritten Reiches». Überall im Reiche wurden grosse Staatsbauten ausgeführt; durch Presse, Film und Radio vernahm man von den Bauwerken in Berlin, München, Nürnberg und andern Städten. Ein besonderes Paradestück der Propaganda bildete das Reichsparteitagsgebäude in Nürnberg. Nachdem jedoch das Volk auch von den persönlichen Wohnverhältnissen einiger seiner Führer Kunde erhalten hatte, schüttelten viele den Kopf, vor allem die Arbeiter, die noch heute im «sozialsten Land der Erde» vielfach in primitiven Wohnungen leben müssen. Man konnte nicht recht begreifen, warum solche Riesenbauten erstellt wurden, da doch an allen Orten Wohnungsnot herrschte. Im Berliner Norden, in den Arbeitervierteln, benützen oft fünf Parteien oder noch mehr ein einziges Klosett auf halber Trep-

pe. Warum baute man denn Reichskanzleien, Kongresshallen, Staatsbauten, war denn das so nötig in einem Land der Habenichtse?

Hitler batte verlangt, dass die neue Reichskanzlei in neun Monaten stehen müsse. Früher hatten grosse Architektengemeinschaften jahrlang an solchen Grossbauten geplant und gearbeitet. Auch auf anderen Gebieten der Kunst griff Hitler ein, und oft erregte er damit Missfallen. Es ist ja bekannt, dass nur Schriften veröffentlicht werden, deren Urheber dem Regime genehm sind. Gedichte und Dramen werden bevorzugt, wenn sie von Schriftstellern verfasst sind, die aus der Hitlerjugend kommen und Parteimitglieder sind. Die Qualität spielt nicht die erste Rolle, sondern die politische Tendenz. Sogar in der Musik ist das so. Als vor einiger Zeit ein Konzert mit Stücken eines bestimmten Komponisten aufgeführt werden musste, piff das Publikum und scharrte mit den Füßen. Furtwängler, der zu dirigieren halte, verbeugte sich lächelnd und händereibend, weil er sich offensichtlich freute, dass das Erzeugnis keinen Beifall fand.

In einem der ersten Berliner Hotels sah ich, wie während einer Rede, die Hitler 1942 hielt und in der er auf eine Weise über die Juristen und Intellektuellen schimpfte, die jeder Beschreibung spottete, ein Gast nach dem andern aufstand und die Halle verliess. Auf diese Weise hat er sich im Laufe der Zeit unzählige Feinde geschaffen.

Auf der einen Seite wurde seine persönliche Bescheidenheit betont, auf der andern fand man es unglaublich, dass für die Schutz- und Sicherungsmass-

nahmen beim Besuche Mussolinis Millionen ausgegeben wurden. Man meinte, das viele Geld hätte eine bessere Bestimmung finden können.

Wenn man sich nach der Wirkung Hitlers aufs Volk fragt, darf man nicht vergessen, dass dieses seit 1914 unsägliche Leiden und Enttäuschungen über sich hat ergehen lassen müssen, und dass deshalb seine Glaubensbereitschaft und seine Sehnsucht nach Erlösung womöglich noch grösser wurde. Er wurde begrüsst wie der von Gott gesandte Retter der Nation, dem immer mehr Menschen Glaubensbereitschaft, Begeisterung und Hingabe entgegenbrachten, weil sie darauf vertrauten, dass er ihre geheimen Sehnsüchte verwirklichen, das Elend beseitigen und Deutschland einem gesegneten und friedlichen Dasein zuführen werde.

Die Erkenntnis ging den wenigsten auf, dass alle Propaganda, aller Sozialismus und jede Rede und Massnahme nur darauf abzielten, dieses gläubige und arbeitsame, fleissige und hingabefreudige Volk zu einer Arbeit heranzuziehen, welche dem Dritten Reich die Vormachtstellung auf dem Kontinent sichern sollte. Wäre das deutsche Volk nur arbeitsam und fleissig, gläubig und gebildet, dann wäre dies nie gelungen. Hier spielten das Sendungsbewusstsein, die Bereitschaft zu militärischer Lebensweise, die Gefolgschaftstreue und ein mit der bisherigen Unterlegenheit in Zusammenhang stehendes Überheblichkeitsgefühl gegenüber den andern Völkern, ein verletzender Stolz, eine bedeutsame und verhängnisvolle Rolle.

Das Bildungsniveau selbst des deutschen Arbeiters ist erstaunlich, die Bildung des Volkes besteht aber mehr im Wissen und Glauben als im selbständig Gedachten und Errungenen. Und oft fehlt der Blick für die Wirklichkeit, für die Verhältnisse der anderen Völker, und es mangelt den Deutschen am Verständnis für deren Wesen. So entstehen in Volk und Führung die Irrtümer, und nach dem Gefühl der Überlegenheit macht sich dann, wenn die Folgen dieser Täuschungen über sich selbst und über andere sich schmerzlich bemerkbar machen, das Gefühl des Ungenügens breit. Die Stimmung ist dementsprechend himmelhoch jauchzend – zu Tode betrübt.

Nachdem der Krieg schliesslich sein Antlitz enthüllt hatte und an Erbitterung und Härte, an Opfern und Mühsal immer Schwereres forderte, da war nicht mehr so oft vom Feldherrngenie des Führers die Rede, da hob man seine Arbeit, seine Einsamkeit, seinen Kampf hervor. – Das Volk muss glauben, weil es sonst in sich zusammenbricht. Und vorerst glaubt es noch an Hitler, wenn auch die Vorstellungen von der Zukunft verschwommen sind, und man sich dessen bewusst ist, dass noch schwerere und grössere Opfer bevorstehen.

Ein Parteigenosse sagte mir im Sommer des letzten Jahres, dass noch immer etwa sechzig Prozent des Volkes für Hitler seien; zum grossen Teil diejenigen, die nicht in den Städten wohnen und noch den guten Glauben an ihn und seine Sache, die ja immerhin

auch ihre Sache ist, bewahrt haben. Viele seien auch nur deswegen für Hitler, weil jeder Versuch einer Änderung unter den gegenwärtigen gefährlichen Verhältnissen zu einer Katastrophe führen müsse. Die Militärkreise wagten es noch nicht, die Macht zu übernehmen und Krieg und Politik selbständig zu führen, denn wenn dann ein Zusammenbruch erfolge, so glaube das Volk, Hitler würde es besser gemacht haben, und die Folgen dieses Zusammenbruchs und vor-aussichtlichen Blutbades würden dann unabsehbar sein. Diese Leute halten Hitler und die jetzige Kriegführung für die beste, weil einzig mögliche Lösung.

Die Frauen und Hitler

Es ist von Anfang an erstaunlich gewesen, wieviele Frauen für Hitler und seine Partei waren. Sie sahen in ihm den Erlöser, einen Mann, der Ordnung schafft und Deutschland in eine friedliche, aber auch in eine starke und nach aussen machtvolle Zukunft führen würde. Frauen sind glauhensbereit, und sie lassen sich von Stärke und Macht imponieren. Nach dem langen und schweren Missgeschick, das vom deutschen Volk seit den Tagen des ersten Weltkrieges ertragen werden musste, ist es nicht erstaunlich, dass gerade auch die Frauen für Hitler und den Nationalsozialismus eintraten.

Als im Jahre 1933 das deutsche Schicksal seinen Wendepunkt erreicht hatte, als Hitler es verstand, dem Arbeiter wieder nationales Selbstbewusstsein zu geben, als mit allen möglichen Mitteln Deutschland in einen

Taumel des Nationalsozialismus, des Aufstieges und der erneuerten Macht hineingesteigert wurde, und als schliesslich die Ereignisse für die neue Politik und Führung zu sprechen schienen und der Krieg so erfolgreich begann, da glaubten sehr viele Frauen und mit ihnen breiteste Kreise des Volkes, dass jetzt ihre Hoffnungen erfüllt würden.

Es gab Frauen, die begeisterte Briefe an Hitler schrieben und ihm für die Rettung des Volkes ihren Dank aussprachen. Viele beten auch heute noch täglich für ihn. Ich habe es selbst gesehen, wie begeistert sie Hitler umdrängten, wenn er vor dem Volke erschien. Die Wochenschauen logen nicht, wenn sie diesen Jubelrausch in Grossaufnahmen zeigten. Die Verehrung Hitlers nahm zeitweise religiöse Ausmasse an. Über neunzig Prozent des Volkes waren damals für den Nationalsozialismus.

Dieses unbedingte Vertrauen in Hitler begann jedoch zu schwinden, als die schweren Judenverfolgungen ihren Anfang nahmen und im Anschluss an die gefeierte Münchener Konferenz die Besetzung der Tschechoslowakei und die ersten Auseinandersetzungen mit England erfolgten. Hitler hielt in Hamburg und Saarbrücken scharfe Reden. Zum ersten Mal rückte die Möglichkeit eines Krieges in das Bewusstsein des Volkes. Allerdings glaubte die breite Masse bis zum Herbst 1939 nicht recht an den Ausbruch eines Krieges, weil Deutschland im Lichte der Propaganda als viel zu stark erschien, als dass seine Gegner das Wagnis eines bewaffneten Konflikts hätten eingehen können.

Eine Walküre verteidigt Deutschland

Eine junge Künstlerin, mit der ich befreundet war, gehörte zwar nicht der Partei an, liess aber kein Wort gegen ihre deutsche und nationalsozialistische Gesinnung gelten. Sie war fanatisch deutsch, und wenn ihr jemand mit Tatsachen aufwarten wollte, die gegen Partei und Führung sprachen, dann schüttelte sie ihr blondes Haar und verfocht mit der Kampfbereitschaft einer Walküre ihren Grundsatz, dass man zu Hitler und zu Deutschland halten müsse, um den Sieg zu erringen, der für Europa eine neue, glückliche Zukunft bedeute. Die Fehler und Mängel des Regimes seien wohl vorhanden, aber in der ganzen Welt draussen stehe es noch viel fauler, und es sei eben die verhängnisvolle und abscheuliche Eigenschaft der Deutschen, dass sie immer alles Fremde und Ausländische für besser hielten als die eigene Scholle und den eigenen Herd, und dass sie lieber auf die Verführung der Feinde hereinflüchten, als für die eigene Sache Opfer zu bringen.

Mir hatte sie mehr als einmal erklärt: «Sie kümmern sich um Angelegenheiten, die Sie im Grunde genommen gar nicht betreffen. Warum macht Ihnen Deutschland Sorgen? Gehen Sie doch in Ihre Heimat, wenn Sie uns nicht verstehen können! Wir haben hier ganz andere Aufgaben zu lösen, unsere Grenzen liegen offen und ungeschützt, und wir müssen uns gegen jeden Angriff wehren. Wir sind ein anständiges und fleissiges Volk, und unsere Feinde, die wir immer haben werden, oh wir Nationalsozialisten oder Demo-

kraten sind, werden uns jeden Erfolg missgönnen. Wenn es nach ihnen ginge, dann würden wir unsere Kolonien nie zurückerhalten, wir dürften wirtschaftlich nie stark werden, geschweige denn politisch und militärisch. Wir sollen uns immer ducken und tun, was andere uns vorschreiben. Glauben Sie, dass die Russen Halt machen werden vor Ihrer Schweizer Grenze, wenn sie hier einbrechen würden? Auch ich bin nicht einverstanden mit manchen Übertreibungen. Aber was sollen wir denn tun? Wir können doch nicht Volk und Reich verraten, weil uns ein paar unsympathische Leute nicht passen. Wir müssen Zusammenhalten und siegen, dann können wir daran gehen, die Auswüchse zu beseitigen und unser Leben so einzurichten, wie wir es haben wollen. Es kann nicht alles ideal sein, wenn man zwanzig Jahre lang niedergedrückt wurde und endlich einen letzten Versuch unternimmt, sich durchzubeissen. Wir müssen uns selber helfen, und jetzt ist es ganz gleichgültig, wie wir das anfangen. Auf Verständnis konnten wir schon früher nicht rechnen, und heute erst recht nicht. Deshalb sind jetzt auch alle Mittel erlaubt, um unser Leben zu sichern.»

Wieviele Frauen aus der besten Gesellschaft hatten Hitler unterstützt! Und es schmeichelte ihrer Eitelkeit, wenn er ihren Rat befolgte, wenn er aus Galanterie ihre Wünsche befriedigte, die sich auf irgend ein Gebiet der Kunst, der Menschlichkeit oder der Politik beschränkten, das sie selbst als grosse Welt betrachteten und das er ruhig berücksichtigen konnte,

ohne von seinem Wege abweichen zu müssen. Als die Wirklichkeit offenbar wurde, kamen diese Frauen endlich zur Besinnung. Jetzt regt sich ihr Gewissen, weil sie sehen, dass dieser Mann, den sie zu lenken glaubten, eiskalt nichts anderes verfolgt hatte als seine Ziele.

IX. Kapitel

Vorspiel zur Hölle

Im Januar 1943 hatten sich ein paar englische Luftangriffe kleineren Ausmasses auf die Reichshauptstadt gerichtet, doch wurden damals hauptsächlich Stabbrandbomben geworfen. An einem Abend regneten sie im gleichen Augenblick herab, als die Sirenen ertönten. Die Briten waren über die Ostsee und Odermündung eingeflogen, und Berlin wurde überrascht. Die verantwortlichen Offiziere waren während des Angriffs nicht auf ihren Posten, wie mir ein Unteroffizier der Flak erzählt hatte. «Da sind sicher wieder einige Köpfe gerollt!» hiess es in Berlin.

Am 1. März 1943, Görings Tag der Luftwaffe, erfolgte ein grösserer Angriff. Obwohl das Volk an nationalen Feiertagen stets mit Grossangriffen rechnete, wirkte sich auch dieser «Raid» als Überraschung aus, wobei allerdings auch das Wetter eine Rolle spielte. Ich befand mich gerade im Schweizer Cafe Josty in der Kaiserallee, als um halb zehn Uhr abends die Sirenen aufheulten. Eine Viertelstunde später begannen die Abwehrgeschütze zu schiessen. Leichtsinnig, wie viele andere, stellte ich mich unter das Vordach des Wilmersdorfer Stadthauses und betrachtete mir das kriegerische Schauspiel. Die schweren Ge-

schütze donnerten, die leichte Flak wirbelte in geschwungenen Bogen verschiedenfarbige Leuchtschmuckmunition über das Häusermeer, und man konnte sich einstiger Seenacht feste erinnern, an denen es ähnlich aussah und bollerte.

Aber hier war es ernst. Ein Flugzeug nach dem andern flog langsam und unbeirrbar in grosser Höhe über die Stadt hinweg, immer im Licht der Scheinwerfer, und zeitweise konnte ich acht bis zehn gleichzeitig ihren Weg ziehen sehen. Wütend tobte und bellte die Flak hinauf. Ein englischer Bomber ging plötzlich in hellen Flammen auf, trudelte ab, ein Flügel brach los und stürzte in einer anderen Richtung weiter, während der brennende Rumpf senkrecht in die Stadt herabfiel. Während ich das beobachtete, klatschten überraschend zwanzig bis dreissig Brandbomben in einer Reihe vor mir auf die Strasse und in die gegenüberliegenden Häuser. Es herrschte ein äusserst starker Wind, und bald standen die Obergeschosse der betroffenen Gebäude in Flammen.

Die Flak schoss ohne Unterbruch. Klirrend regneten Flaksplinter herab, zerschlugen Scheiben, Dachziegel und Blechdächer, prallten an den Wänden und Mauern an, und sausten wie gefährliche Hornissen durch die Nacht. Mit einem Male näherte sich ein unbeschreibliches Dröhnen, das ausser den Ohren der ganze Körper wahrnahm. Alle Gebäude begannen leicht zu zittern, Fenster klirrten in ihren Rahmen, Blechschilder an ihren Befestigungen, die Dächer mussten in Schwingung versetzt worden sein. Und dann brauste ein Schwarm von Flugzeugen im Tief-

flug über die Häuser hinweg, so dass man meinen konnte, sie würden an die Schornsteine stossen. Im gleichen Augenblick verspürte ich einen starken Luftdruck und hörte das dumpfe «Plup-plup-plup» der Einschläge. Fensterscheiben barsten, und der ohrenbetäubende Lärm ringsum liess einen die Einzelheiten nur undeutlich unterscheiden.

Am andern Tag stellte es sich heraus, dass der Prager Platz bombardiert worden war, der in der unmittelbaren Nähe meines nächtlichen Standortes lag. Mit einer einzigen Ausnahme waren alle Häuser rings um den Platz und in den sternförmig abzweigenden Strassen vollkommen zerstört. Es wurde abgesperrt und man musste in einem grossen Kreise aussen herum gehen, wenn man einen Ueberblick über die Zerstörungen gewinnen wollte. Ich ging in jede Strasse hinein, die zu dem Platze führte; aus allen Kellern drangen noch dicke Rauchwolken. Meist standen nur noch Teile der Hauptmauern.

Vom März bis zum August 1943 wurde Berlin nicht in nennenswerter Weise durch Luftangriffe gestört. Im August aber gaben einige schwerere Nachtangriffe den Auftakt zur bevorstehenden Zerstörung. Aber die Ruhe kehrte wieder ein. Ab und zu wurde abends oder nachts Alarm gegeben. Moskitos schwirrten in schnellem Zickzackflug umher, manchmal vom Lichte der Scheinwerferbündel gepackt und ein Stück weit begleitet. Die Flugabwehr schoss an den nächtlichen Himmel hinauf, der seine ursprüngliche Bedeutung verloren hatte. Er war zum Arsenal der Hölle geworden, aus dem Phosphor und Benzol, Mi-

nen und Sprengbomben herabgeschleudert wurden.

Doch die nächtlichen Mosquito-Besuche waren nur leichtes Geplänkel, Auskundschaftung, Irreführung. Immer wurden zwar Schäden hervorgerufen, aber sie verteilten sich auf ein grosses Gebiet und wurden noch nicht so stark beachtet. Man hörte das Rollen und Bellen der schweren und leichten Geschütze und fernher die Bombeneinschläge. Wenn sich die Flugzeuge näherten, dann eilte man von der Strasse, auf die einen die Neugierde geführt hatte, zurück in die Keller. Zwar wurden die Berliner auf gerüttelt, doch wollten und konnten sie noch immer nicht glauben, dass ihre Stadt das gleiche Schicksal erleiden sollte, wie vorher so viele andere deutsche Städte.

Im Flakturm am Zoo

Am Montag, den 22. November 1943, sollte das Verhängnis über die Hauptstadt hereinbrechen. Bisher waren die Angriffe meist bei klarem Wetter erfolgt, dieser Tag aber war finster, tief bewölkt und regnerisch. Kein Mensch rechnete mit Alarm oder gar mit Angriff. Ein feines Regengeriesel erfüllte die Luft. «Na, heute werden sie wohl nicht kommen», warf man ins Gespräch ein, wenn man einen Bekannten traf oder mit dem Nachbarn ein paar Worte wechselte. «Nein, das Wetter ist zu schlecht, da werden wir Ruhe haben.» Auch ich hoffte es, denn meine Frau wohnte vorübergehend bei ihrer Mutter in Wilmersdorf, weil in unserer Wohnung Reparaturarbeiten ausgeführt wurden. Ich schlief allein dort, um auf alle

Fälle anwesend zu sein, wenn etwas passieren sollte.

Meine Frau war gegen Abend mit einer Freundin ins Kino gegangen, und ich war mit einem Geschäftspartner zum Essen in Charlottenburg verabredet. «Wenn Sie um halb acht nicht kommen, dann kommen sie heute nicht mehr», meinte der Kellner. Aller Blicke wanderten von Zeit zu Zeit zur Uhr, denn die letzten Alarme hatten tatsächlich meist um diese Zeit begonnen. Wir waren gerade dabei, unser Feldküchengericht zu löffeln, als pünktlich im vermuteten Augenblick die Sirenen zu heulen begannen. Wir rechneten lediglich mit einem sogenannten Störangriff, suchten aber den Flakbunker am Bahnhof Zoo auf, dessen Luftschutzraum fünfzehn- bis achtzehntausend Personen Platz bietet. Bisher war ich immer bei Alarm unbesorgt nach Hause gegangen, heute aber eilte ich zum Luftschutzraum, des schlechten Wetters wegen und auch aus Interesse, da ich den festungsartigen Bau mit den vier Geschütztürmen bisher nur von aussen betrachtet hatte.

Durch ein breites Treppenhaus gelangten wir in die zweite der fünf Etagen, fanden aber keine Sitzplätze mehr. Wie in einer Kirche standen da die Bankreihen, auf denen die Menschen sassen, die unterwegs vom Alarm überrascht worden waren. Wir stellten uns an einer Wand auf und harrten des Kommenden. Man unterhielt sich zuerst lebhaft, stellte Mutmassungen über den bevorstehenden Angriff an, aber da alle hofften, bald wieder ins Freie gelangen zu können, machte man sich keine grossen Sorgen. Es waren ungeheure Mengen Stahlbeton verwendet wor-

den, um diesen Flakturm zu errichten, und da Mauern und Decken ausserordentlich stark und dick waren, drang von aussen kein Laut herein. Soldaten regelten den Verkehr, verteilten die Menschen auf die Stockwerke und in die vielen Räumlichkeiten, elektrische Beleuchtung ermöglichte das Lesen oder Handarbeiten. Manche Leute hatten in kleineren Koffern ihre Wertsachen und wichtigsten Habseligkeiten mitgebracht. Andere kamen aus den nahe gelegenen Kinos oder Wirtschaften, wo sie mitten im Genuss ihres Feierabends gestört worden waren.

Gegen acht Uhr musste der Angriff begonnen haben. Man hörte wie von ferne die Abschüsse der Geschütze über unseren Köpfen. Zeitweise wuchs das gedämpfte Donnern an und man ahnte, dass es sich doch um mehr als einen Störangriff handeln konnte. Da erfolgte plötzlich ein harter Aufschlag, das massive Gebäude wurde bis in die Grundfesten erschüttert. Irgendwo klorrte es metallisch und laut, das Licht verlöschte wie mit einem Wimpernschlag – dann herrschte Totenstille. Gleich darauf begannen die Geschütze wieder zu feuern, und man vermeinte, das Dröhnen von Flugzeugmotoren zu vernehmen. Die Menschen lösten sich aus ihrer Erstarrung, und fingen wieder an zu sprechen. Aus der Dunkelheit leuchtete ab und zu eine Taschenlampe auf. Dann zündete jemand eine Kerze an. Sofort benutzten einige die Finsternis, um eine Zigarette in Brand zu stecken. Aber die feinen Nasen der Wachen merkten das gleich, und die Sünder mussten die Glut austreten.

Eine Frau wurde ohnmächtig, es wurde nach Wasser gerufen, dann war alles wieder ruhig. Die Gespräche hatten Flüsterton angenommen. Noch einmal krachte es an der Aussenseite des Bunkers, man hörte Holz splintern. Das Feuer der Geschütze war ausserordentlich stark, man konnte es jetzt besser hören, weil sich die vielen Menschen stiller verhielten.

«Mein Gott, das war sicher ein Treffer», sagte jemand. «Muss ein ganz schöner Angriff gewesen sein», sagte eine trockene Stimme aus dem Dunkeln. «Bist Du's oder hist Du's nicht?» fragte eine Mädchenstimme und gleich melden sich drei, vier Männer. Gelächter. Endlos zieht sich die Zeit in die Länge. Die Zeiger schleichen über das Zifferblatt. Nach einer Ewigkeit stellt man mit Hilfe eines Streichholzes fest, dass erst fünf Minuten vergangen sind.

«Ach Gott, ach Gott, meine alten Eltern sind ganz allein zu Hause, wenn Ihnen nur nichts passiert ist!» wimmerte die Stimme einer jungen Frau. «Na, wird schon nicht so schlimm sein», beruhigt sie jemand. Auch ich denke an meine Frau, und meine Kehle schnürt sich zusammen. Man hat ja hier so viel Zeit dazu, sich Bilder grausiger Vernichtung auszudenken, die Goya in den Schatten stellen. Ersticken, Ertrinken, Zerquetschtwerden, Verbrennen im eingeschlossenen Raum, Verrücktwerden vor Angst unter den Trümmern des eingestürzten Hauses, furchtbare Verletzungen durch Flaksplinter, die aussehen wie Meteoriten, abgerissene Gliedmassen, oder zerfetzte Organe und vom Luftdruck aufgerissene Bäuche.

«Ob sie noch lebt? Ob sie noch lebt?» schreit das Herz bei jedem Schlag. Und die Vernunft beruhigt: «Es hat Reinen Zweck, sich aufzuregen, bis du die Wirklichkeit kennst.» Und die Phantasie narrt dich wieder mit ihren scheusslichen Grimassen und abscheulichen Bildern, die du aus anderen Städten, aus Berichten und Briefen, aus Erzählungen und aus eigenem Augenschein kennst. Aber hier hist du eingeschlossen, wehr- und tatenlos, du kannst nicht nach Hause eilen, weil dich die Wachen nicht hinauslassen, du kannst nicht helfend Hand anlegen, wo es nötig wäre. Du bist ein armseliger Mensch in einem Gefängnis und hast keine Macht über die Ereignisse, die sich mit härtester Unerbittlichkeit da draussen abspielen.

Den Endalarm konnte man nicht hören, aber jeder merkte plötzlich, dass es so weit war. Langsam begannen die Kanäle ahwärtszufließen, im Schneckentempo gelangte man aus dem Raum heraus, durch den Korridor auf den Vorplatz, wohin sich auch die Menschen aus den andern Räumen ergossen. Eng aneinander gedrückt tastete man sich über die Stufen hinab. Unten in der Eingangshalle, die von einer nur leicht gebauten Mauer umschlossen war, hatte es eingeschlagen. Eine Holzterppe war herabgestürzt, Türen waren eingedrückt und von draussen irrte roter Brandschein herein. Rauch erfüllte die Halle, alle begannen zu husten.

Endlich hatten wir das Freie erreicht, aber wie sah es da aus! Der Bunker liegt inmitten eines Ausläufers des Tiergartenparks, zwischen Bäumen, Rasenflächen und Strauchanlagen. Gegenüber zieht sich der Bahn-

damm hin. Die Bäume und Sträucher brannten, hinter dem Damm lohte die Flamme in voller Breite rot in das feuchte Gewölk hinauf. Schwarzer Rauch erfüllte die Luft und nahm jede Sicht. Da die Anlagen brannten, wussten die Menschen im ersten Augenblick nicht, wohin sie sich wenden sollten. Und nun begannen in der nächsten Umgebung Zeitzündler mit lautem Knall zu explodieren, einer hinter dem anderen, so dass die Menge wieder zurückflutete zu den Eingängen, wo es ein unbeschreibliches Gedränge gab. Der Luftdruck der krepierenden Bomben war bis hierher zu spüren. Und jetzt kamen Menschen an, mit ein, zwei Köfferchen, darunter viele aus Charlottenburg, die berichteten, dass dort alles brenne, ihre Häuser seien zerstört, der ganze Stadtteil sei vernichtet. Wie ich nachher feststellte, war dies übertrieben, aber inmit- ten des Feuermeeres konnte man glauben, die ganze Stadt brenne gleichzeitig.

Ich schlage mich durch den Feuerorkan

Jetzt kamen Menschen aus dem Bunker, die von Toten und Verletzten unter der Bedienungsmannschaft der Geschütze berichteten. Ein Treffer war auf einen der Geschütztürme niedergegangen, als wir drinnen das Klirren hörten. Aber es war keine Zeit zu verlieren, es gab nur eines: Zu meiner Frau!

Zunächst eilte ich zum Bahnhof Zoo, der offenbar nicht getroffen worden war. Aber ringsumher brannten alle Gebäude. Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche stand in hellen Flammen, der Ufa-Palast am Zoo

war nur noch eine Ruine. Weiter, durch die Joachims-thaler Strasse zum Kurfürstendamm. Auch hier brann-ten einzelne Häuser, der Himmel war rot, aber wegen des feuchten Gewölks und des tiefhängenden Rauches konnte man nicht weit sehen. Ich blickte in die Sei-tenstrassen, aber der Blick drang nicht durch den undurchsichtigen schwarzen Vorhang, aus dem da und dort feuerrote Brände hervorzüngelten. Ich rannte in die Kaiserallee, wo sich mir ein scharfer Luftzug ent-gegenwarf, erfüllt vom Funkenregen, der aus den zu beiden Seiten brennenden Gebäuden liervorstob. Stras-senbahndrähte lagen auf dem Boden, Bäume waren umgerissen, Äste herabgeschleudert worden. Der Weg knirschte unter meinen Füßen, weil er ganz mit Glas-splittern bedeckt war. Ich hastete und stolperte wei-ter, ein Taschentuch vor Mund und Augen, den Hut tief ins Gesicht gezogen und den Mantel hochge-klappt.

Aber ich musste einmal kurz anhalten und Luft schöpfen. Gegenüber schleppten zwei alte Leute, ein Mann und eine Frau, ihre Koffer. Sie bogen um die Strassenecke. Das Gebäude stand vom Parterre an in Flammen. Oben begann sich ein turmartiger Vorbau ganz langsam zu lösen. Ich glaubte, eine der bekann-ten Zeitlupenaufnahmen zu sehen, die den Einsturz eines Kamins in seinen einzelnen Phasen zeigen. Und gleichzeitig sah ich unten die alten Leute, die eben ihre Koffer einen Augenblick abstellten, um Atem zu holen. Aber schon griffen sie wieder zu und setzten sich in Bewegung. Bevor ich schreien konnte, stürzte das Gemäuer in einer Staubwolke herab, aus der diese

beiden Alten gerade in dem Augenblick hervortappten, als ich sie zerschmettert glaubte. Sie waren noch einmal davongekommen.

In Sekundenschnelle hatte sich das alles vor meinen Augen abgerollt. War das eigentlich die Wirklichkeit, oder war es ein absonderlicher Traum? Manchmal wusste ich es selbst nicht. Ich rannte weiter, klopfte mir die Funken von Mantel und Hut. Man rief sich gegenseitig zu: «Sie brennen, klopfen Sie aus!» und war schon zehn Meter weiter, als man merkte, dass man selber gemeint war. Nun war ich beim Kaffee Josty angelangt. Es stand vom Keller bis zum Dach in loderndem Brand, eine Sprengbombe hatte den oberen Teil des Hauses eingerissen. Dahinter, am Prager Platz, brannte es in den Ruinen des ersten März, und auch das verschonte Haus hatte diesmal seinen Teil abbekommen.

Ein Feuerspritzenauto fuhr langsam über die von herabgeschleuderten Trümmern bedeckte Allee und bog in die Trautenaustrasse ein. Dahinter her rannte eine Frau und schrie rasend: «Kommen Sie zu mir, da kann man noch löschen, kommen Sie, bitte, bitte, bitte, kommen Sie, bitte, bitte! Kommen Sie, bei mir können Sie noch löschen!» Kein Mensch kehrte sich nach ihr um, sie schwenkte ihr Taschentuch, stolperte über einen Ziegelstein und schlug auf die Strasse hin.

In diesem Augenblick begannen die Sirenen von neuem zu heulen. Die Gestürzte sprang auf und rannte davon wie ein gehetztes Wild. Alle Menschen, die eben noch in der einen Richtung geeilt waren, kehrten um und rannten zurück zum Flakturm am Zoo. Nur we-

nige setzten ihren Weg fort. Ich beschleunigte mein Tempo, raste in die nächste Nebenstrasse, um endlich zu meiner Frau zu kommen. Glücklicherweise erfolgten keine Bombenabwürfe mehr. Es mochte ungefähr zehn Uhr sein. Der Hauptangriff musste also etwa vierzig Minuten gedauert haben. Da bis zum Endalarm noch einige Zeit verstrichen war, konnte sich das Feuer überall ausbreiten, weiterfressen und einen Umfang annehmen, gegen den die Menschen nicht mehr aufkamen.

Ich näherte mich der Strasse, in welcher meine Schwiegermutter wohnte. Die Brände wurden immer dichter, fast kein Haus, das nicht brannte. Links und rechts knisterte es laut, es krachte und splitterte, kleine Explosionen schallten aus den von Brand erfüllten Ruinen heraus. In der Nähe der Brände wurde es bedrohlich heiss. Dachziegel, Balken, Antennen, Asche, Gebäudeteile stürzten auf die Strassen herab, auf denen ein wüstes Durcheinander herrschte. Man blieb in Drähten hängen, musste über ausgerissene Bäume und Leitungsmasten klettern, man fluchte, dass man nicht schneller vorwärtskam. Die Brände dehnten sich aus, die Hitze nahm immer mehr zu und drückte alle losen Gegenstände hinaus in die rauch- und brandgeschwängerte Atmosphäre. Ein eiskalter Luftzug fegte durch die Strassen, er war erfüllt von einem Funkenregen, der in seiner Dichte einem äusserst heftigen Schneegestöber entsprach.

Ich musste mit weit vorgebeugtem Kopf gegen den Feuersturm ankämpfen, das Gesicht nach unten, da ich sonst keine Luft schöpfen konnte. Dabei stolperte

ich über einen Ziegelstein, und vertrat mir einen Fuss. Ich habe noch nie in meinem Leben so wütend und laut geflucht wie in diesem Augenblick. Mein Wutschrei übertönte den Orkan, der mich umgab, und brachte mich wieder zur Besinnung.

Endlich war ich da. Das Haus brannte im Dach und in den obersten Stockwerken, die Häuser links und rechts waren bereits halb eingestürzt. Kein Mensch war auf der Strasse zu sehen. Ich stürmte durchs Haus hinauf in die Wohnung. Niemand war zu erblicken. Ich schrie in leere Räume hinein. Man hätte die Zeitung lesen können, so hell lohte der Feuerschein in die Zimmer. Ein ununterbrochener Funkenflug trieb durch die Fenster an der einen Wohnungsseite herein und durch die Öffnungen an der andern wieder hinaus. Ein Wunder, dass nicht schon alle brennbaren Gegenstände in Flammen aufgegangen waren. Dies umfasste mein Blick im Bruchteil einer Sekunde, und schon stürzte ich in den Luftschutzkeller hinab. Dort fand ich meine Frau und Schwiegermutter. Sie waren im Begriffe, Möbel und Hausrat in den Keller hinunterzutragen. Im Kino hatte sie alle der Alarm überrascht. Sie waren nach Hause geeilt, aber sie glaubten auch, dass kein schwerer Angriff bevorstünde. Erst, als das starke Feuer der Flak und der dichte Abwurf der Bomben einsetzen, rafften sie ihre Sachen in die Koffer und eilten in den Keller. In der nächsten Umgebung hatten Mienen und Sprengbomben eingeschlagen. Das ganze Stadtgebiet war mit Tausenden von Brandbomben überschüttet worden und stand in Flammen. Sie be-

gannen nun zu löschen, und als der Wasserdruck nachliess und schliesslich aufhörte, schleppten sie das Wasser in Eimern und Kannen aus dem Keller hinauf aufs Dach und in die Obergeschosse. Erst als sie einsehen, dass die Löscharbeiten keine Aussicht auf Erfolg boten, begannen sie mit der Rettung des Hausrates. Bald nachdem ich zu ihnen gestossen war, stürzte über uns das brennende Treppenhaus zusammen. Der Weg nach oben war uns versperrt.

Unterirdische Flucht.

Der Keller füllte sich immer mehr mit Rauch. Wir mussten aus dieser höllischen Falle herauskommen. Die Menschen irrten aneinander vorbei, ohne sich zu sehen. Manchmal traf man ein fremdes Gesicht, man wusste nicht, gehörte es zum Haus, war es ein Nachbar oder ein Fremder, der auf Raub aus war. Andere sassen erschöpft und apathisch auf ihren Stühlen und Pritschen. Man tränkte Wolldecken, Schals und Taschentücher in den Wasserbecken, um sich gegen Brand und Funkenflug schützen zu können.

Wir krochen nun durch den Mauerdurchbruch in den Luftschuttkeller des Nachbarhauses, um auf unterirdischem Wege die nächste Querstrasse zu erreichen, durch welche wir zu einem Untergrundbahnhof gelangen konnten. Das waren die Katakomben des zwanzigsten Jahrhunderts. So schleppten wir uns durch die verschiedenen Luftschuttkeller und krochen durch immer neue Durchbrüche, bis wir das letzte Haus an der nächsten Strasse erreichten, von wo aus wir wie-

der auf der Erdoberfläche weiterkommen mussten. Die alten Leute gelangten nur mit Schwierigkeiten durch diese kleinen Tunnels, Kinder und Säuglinge wurden hindurchgereicht, Koffer hinübergeschoben. Über uns brannten alle Häuser lichterloh, durch die Strassenzüge wären wir gar nicht mehr vorwärtsgekommen.

Nun traten wir auf die Strasse hinaus, wo sich der Funkensturm noch verstärkt hatte. Die Frauen hielten es für ausgeschlossen, da hindurch zu kommen. Kraftlos und zerschlagen setzten sie sich auf ihre Köfferchen, um auszuruhen. Indessen verschlimmerte sich der Feuerorkan immer mehr. Die Hitze wurde unerträglich. Die Augen brannten und das Atmen wurde schwieriger. Wir mussten vorwärts, um jeden Preis. Zum Glück hatte sich ein Hausbewohner zu uns gesellt, der uns tragen half. Viel Gepäck konnten wir nicht mitschleppen, da wir die Frauen mit einem Arm führen und mitreissen mussten. Im Laufschrift eilten wir gegen den nächsten Platz, um den U-Bahnhof zu gewinnen. Dort waren wir sicher, denn man musste jeden Augenblick mit einem neuen Angriff rechnen. Aber immer wieder wurden wir dazu gezwungen, stehen zu bleiben, um Atem zu schöpfen und die zitternden Glieder ein wenig auszuruhen. Weiter! Weiter! Sonst brauchte man zwei Minuten für den gleichen Weg, jetzt schien es eine Ewigkeit zu dauern. Nach etwa zehn Minuten waren wir im U-Bahnhof. Da die Strecke unterbrochen war, stand glücklicherweise ein Zug da. Wir brachten die Frauen darin unter, wo sie wenigstens sitzen konnten.

Unsere Koffer verstauteu wir auf dem Bahnsteig, und nun traten wir den Rückweg in die Wohnung an, um noch zu retten, was zu retten war. Der Feuersturm wuchs allmählich ins Unglaubliche, und es wurde immer gefährlicher, sich zwischen den niederhrennenden Häusern durch die Strassen zu bewegen. Wir kämpften uns in der Strassenmitte vorwärts, um nicht von herabfallenden Steinen getroffen zu werden. Das Feuer dröhnte, brauste und heulte, es krachte, knisterte und explodierte gleichsam aus sich seihst und wölbte sich in dicken Schwaden aus Fenstern, Türen und eingestürzten Mauern heraus. Ueher dem roten Flammenmeer bleckte ein schwarzes Gewölbe, das alle Fürchterlichkeiten der Welt zu umschliessen schien.

Wir eilten zurück durch die Keller, zwängten uns durch die Öffnungen in den Brandmauern und erreichten wieder unsere Wohnung. Wir packten so viele Koffer, als uns möglich war und traten den beschwerlichen Rückweg an. Das wiederholte sich noch einige Male. Als wir wieder die Strasse entlang keuchten, ertönte hinter uns plötzlich ein berstender Knall, wir blickten uns um und sahen die hohe Fassade eines grossen Miethauses auf den Weg herabstürzen, den wir soeben zurückgelegt hatten. Ein riesiger Haufen kahler Ziegelsteine, verkohlter Balken und verbogener Eisenteile füllte die ganze Breite der Strasse aus, und wir mussten hei unserem nächsten Gang zweimal hinüberklettern. Als wir noch einmal zurückkehrten, war das Haus meiner Schwiegermutter eingestürzt und es gab nichts mehr zu retten. Nun konnten auch wir uns

ein wenig ausrulien. Gerade jetzt ging uns der Tabak aus, das war eine schöne Bescherung. Vom letzten Rest drehten wir ein paar Zigaretten. Für eine dieser Zigaretten hot uns ein Schicksalsgenosse seine Kognacflasche an, aus der wir zuerst die Frauen stärkten, um dann selber einen kräftigen Schluck zu tun.

Ah und zu donnerte über uns eine Fassade auf den Platz. Die Ruinen stürzten ein, weil der Druck der Hitze sie bersten liess. Wir gingen abwechselnd hinüber zu einem Kino, in welchem eine Hilfsstelle eingerichtet worden war. Einer blieb immer zurück und achtete auf das Gepäck, weil während der Angriffe und der nachfolgenden Verwirrung unglaublich viel gestohlen wird. Die Frauen in der Hilfsstelle kamen von der NSV oder von der Frauenschaft. Sie hatten sich noch während des Angriffs in Bewegung gesetzt, eigenes Geschirr mitgebracht und damit begonnen, Kaffee zu kochen und Brote mit Leberwurst zu bestreichen. Jedermann konnte sich hier ohne Marken und Bezahlung stärken. Das nutzten natürlich auch viele aus, welche keinen Bombenschaden erlitten hatten. Diese Stellen wurden laufend mit Kaffee und Brot und Wurst versorgt, und die Frauen arbeiteten die ganze Nacht bis in den folgenden Tag hinein.

In den frühen Morgenstunden machte ich mich auf den Weg, um meine Wohnung in Charlottenburg aufzusuchen. Immer wieder traf ich auf Absperrungen und musste grosse Umwege machen. Verkehrsmittel gab es natürlich keine. Wo ich ging, brannten die Häuser, ganze Strassenzüge standen in Flammen. Immer wieder sanken Ruinen in sich zusammen. Feuer-

löschpolizei und Bergungstrupps fuhren durch die Strassen, Meldefahrer flitzten vorüber, Menschen irrten mit verängstigtem Blick und verweinten Augen umher, Stimmen schrien und kommandierten und ich wurde mehrmals angehalten, um löschen zu helfen.

Man konnte wirklich glauben, Berlin sei in dieser Nacht völlig zerstört worden. Immer wieder musste ich über eingestürzte Häuser klettern. In den Trümmern brannte es noch, aber was machte das schon aus. Ich traf einen Geschäftsherrn, der am gleichen Tage seinen 60. Geburtstag gefeiert hatte. Er musste mit seinen Gästen mitten während des Essens in den Keller. In die gegenüberliegenden Häuser war eine Mine gefallen, die auch seine Wohnung demolierte. Brandbomben taten das ihre, das Haus brannte nieder bis auf die Grundmauern. Er hatte nur zwei Kofferchen bei sich. Das war alles, was er aus seiner reichen Wohnung hatte retten können. Einer seiner Freunde, der ein paar Häuser weiter gewohnt hatte, war beim Löschen einem Herzschlag erlegen. Ein anderer war von einem herabstürzenden Balken erschlagen worden. Das erzählte und hörte man, als oh es die alltäglichste Sache von der Welt wäre. «Ich wollte, mich hätte es auch getroffen. Ich habe genug, ich bin mürbe» sagte er beim Abschied zu mir.

Als ich die Strasse betrat, in der meine Wohnung lag, glaubte ich zuerst, ich hätte mich geirrt und sei in eine falsche Richtung geraten. Aber es stimmte, ich war «zu Hause». Vor mir gähnte ein riesengrosses Loch, ein Trümmerfeld, aus dem Brände emporschwellten. Hier musste eine ganze Reihe von Sprengbomben

niedergegangen sein. Eben erst trafen die Bergungskommandos ein, Militär und Hilfskräfte, um zu versuchen, die Verschütteten aus ihren Kellern zu holen. Ich konnte nicht mehr feststellen, wo unser Haus gestanden hatte. Wie ein Film rollte die Erinnerung an jahrlange Erlebnisse in Sekundenschnelle vor meinem inneren Blicke ab, wie es angeblich Ertrinkenden geschehen soll, die vor dem Tode ihr Lehen noch einmal auf diese Weise nacherleben. «Stehen Sie hier nicht rum, fassen Sie mit an!» brüllte mich einer an. Ich kam wieder zu mir selbst, fasste mich und setzte einen Punkt unter dieses Kapitel.

Der Tag graute, als ich nach Stunden wieder zu meiner Frau zurückkam. Es war acht Uhr früh und die Menschen gingen zur Arbeit. Sie mussten ihre Arbeitstätten zu Fuss aufsuchen, weil kein Verkehrsmittel funktionierte. Nun konnte man sich den Schaden erst richtig besehen. Die Brände waren zum Teil eingedämmt oder sie hatten sich ausgebrannt. Man begann bereits, den Schutt von den Strassen wegzuräumen und nun sah alles schon nicht mehr ganz so schlimm aus, obgleich es arg genug war. Ich hatte unterwegs einen Telefonapparat gefunden, der nicht gestört war und hatte Bekannte angerufen. «Wir sind total ausgebombt, beide Wohnungen verloren; können wir zu Euch kommen?» Natürlich waren sie einverstanden.

Nun holten wir erst noch einmal Frühstück und dann schleppten wir uns und unser Gepäck durch den Untergrundschaft bis zur nächsten Haltestelle, von wo aus der Verkehr bis zum nächsten Bahnhof im

Gang war. Von Schwelle zu Schwelle tappten wir vorwärts. Mit Schwielen und Blasen an den Händen langten wir dort an. Der Bahnsteig war angefüllt mit Menschen in schmutzigen und abgerissenen Kleidern, mit abgehärteten Gesichtern, rassig und verschmiert, müde, überanstrengt und in ihr Schicksal ergeben. Sie sassen auf ihren Koffern, hockten auf Stoffbündeln und Matratzen, die sie gerettet hatten. In Bettlaken hatten sie eilig einige Habseligkeiten eingeschlagen und aus den Flammen getragen. Viele standen mit leeren Händen da, sie hatten überhaupt nichts mehr als das, was sie auf dem Leibe trugen. Eine Frau mit blutverschmiertem Gesicht lag über ein paar Kissen gebreitet. Man hatte sie soeben aus einem verschütteten Keller geborgen. Ihre Angehörigen hatte man noch nicht finden können. Eine Mine hatte in der Nachbarschaft des Hauses eingeschlagen, und als man nach ein paar Tagen den Keller freigelegt hatte, stellte es sich heraus, dass drei Personen vollständig verschwunden waren. Offenbar hatte der enorme Luftdruck sie atomisiert. Das konnte festgestellt werden, weil die Frau alle kannte, die im Keller anwesend waren. Es war die Gemüsefrau meiner Schwiegermutter, die wir nach ein paar Tagen nochmals trafen. Sie erzählte uns dann ihre Geschichte.

Wie sieht es aus nach einem Bombardement?

Schutzpolizei führte die Aufsicht in dem unterirdischen Bahnhof. Diese Leute kamen überhaupt nicht mehr zur Ruhe. Sie mussten immer bereit sein und die

Anforderungen, die an sie gestellt wurden, wuchsen ins Unermessliche. Nach langem Warten kam endlich rückwärts ein U-Bahnzug eingefahren, in den wir uns mit unseren Koffern hineinpacken mussten wie in eine Sardinenbüchse. Aber es war ganz gleichgültig, wie wir davonkamen, wenn nur der Zug fuhr. Oft noch mussten wir umsteigen und unser Gepäck treppauf und treppab, über Strassen und zu anderen Haltestellen schleppen. Einen Teil mussten wir schliesslich in einem Laden unterstellen, weil wir sonst nicht mehr weitergekommen wären. Gegen Abend erreichten wir dann in einem fast gar nicht betroffenen Stadtteil unser neues Quartier, ein Zimmer mit Küche, in welchem wir wochenlang zu viert hausen mussten. Aber wir waren zufrieden, denn uns ging es viel besser als den meisten andern. Zu zweit schliefen wir auf Sofas.

Das Gas kam nur spärlich, aber mit der nötigen Geduld liess sich ein Kaffee erwärmen oder eine Suppe zubereiten. Wieviele mochten jetzt noch umherirren und für die nächste Nacht eine Unterkunft suchen. Aber nach sieben Uhr spannten sich unsere Nerven, alle warteten wieder auf die Heultöne der Sirenen. Wir machten uns auf einen neuen Angriff gefasst. Wir hatten uns schon gewundert, dass in der vergangenen Nacht nicht noch ein zweiter Anflug stattgefunden hatte, als die Stadt brannte und ein weithin sichtbares Ziel geboten hätte.

Und richtig, sie kamen wieder. Die Sirenen heulten auf und das Feuer der Abwehrgeschütze setzte mächtig ein. Dann hörte man das näher kommende Brummen

der Flugzeuge. Ein schrecklicher Lärm schlug an unsere Ohren, obwohl sich dieser Angriff auf andere Stadtgebiete richtete. Fernher drang das dumpfe Plup-Plup-Plup der Einschläge. Das ganze Haus zitterte, und als auch in der Nähe einige Bomben niedergingen, wackelten sogar die Holzversteifungen des Luftschuttkellers. Das Licht begann zu flimmern, setzte dann aber wieder kräftig ein. Auch diesmal hatten wir es überstanden. Was hatten wir nicht seit gestern abend erlebt, was hatten die Frauen nicht alles durchgemacht und ausgestanden! Es waren 24 Stunden und es kam uns vor wie eine endlose Katastrophe. Am Mittwoch früh ging ich zur Fliegerschadenstelle, um für uns die Versorgungsnachweise abzuholen. Sie war in einem Theater untergebracht. Als ich hinkam, herrschte ein unbeschreibliches Gedränge. Die Menschen, die hier stundenlang anstehen mussten, erzählten alle von ihrem Schicksal. Den einen war das Haus oder die Wohnung durch Sprengbomben zerstört worden. Sie hatten überhaupt nichts retten können. Andern war die Wohnung so schnell verbrannt, dass auch sie nur das nackte Lehen retten konnten. Dieser erzählte von Rohrbrüchen und Überschwemmungen, jener von Verschütteten und Verstümmelten, und aus allen Berichten sprachen Krieg, Tod und Vernichtung.

Die Drängerei wurde immer schlimmer, so dass schliesslich der Krieg vergessen wurde und man zu schimpfen begann. Es kam zu einer richtigen kleinen Revolte. Der Mann an der Ausgabestelle erkletterte einen Stuhl und hielt eine Rede ans Volk, wie einst im Parlament. Zwischenrufe und Schmähungen unterbra-

chen ihn. Er begann immer wieder von vorn, um die Langsamkeit der Abfertigung zu erklären.

Auf dem Versorgungsnachweis wurden alle Familienmitglieder und die beschädigte oder zerstörte Wohnung eingetragen. Es stand darauf, dass der Ausweis bei Verlust nicht ersetzt werde und nur innerhalb eines Monats in der Reichshauptstadt gültig sei. Verantwortlich zeichnete der Oberbürgermeister. Auf der Innenseite stand in fetten Lettern: «Kein Berufstätiger verlässt Berlin! Er wird hier untergebracht und arbeitet weiter.»

Auf Grund dieses Scheines erhielt man bei seiner Kartenstelle die Lebensmittelmarken und die Sonderzuteilungen an Zigaretten, Obst und Bonbons, Wein und Suppe. Nun musste man sich bei der Kartenstelle wieder einfinden. Viele gaben vor, alle ihre Lebensmittelkarten und Ausweise für die übrigen Einkäufe verloren zu haben, obwohl das gar nicht der Fall war. So lebten sie während zwei Wochen mit doppelten Rationen, bis wieder eine neue Kartenperiode begann. Nach den Strapazen konnte das jeder gebrauchen. In einem grossen Tuch holte ich dann bei der Ausgabestelle belegte Brote sowie die Sonderzuteilungen, die es frei und kostenlos gab.

Für die Wege in der Stadt brauchte man die vier- bis fünffache Zeit als sonst, weil kein einziges Verkehrsmittel in Gang war, wenigstens in den von den Angriffen heimgesuchten Stadtteilen. Nun machte ich mich auf den Weg zur Wohnung meiner Schwiegermutter. Ich wollte sehen, ob ich noch etwas aus dem Keller herausholen könne. Ich hielt ein dreirädriges

Lieferauto an, setzte mich hintenauf und fuhr mit. Durch die Joachimsthaler Strasse gelangten wir endlich auf den Kurfürstendamm. Überall sah es verheerend aus. In manchen Häusern brannte es noch. Der Gloria-Palast, ein Kino-Theater kurz vor der Gedächtniskirche, war völlig ausgebrannt. Am Vordach hing noch ein Reklametransparent, worauf geschrieben stand: «Reise in die Vergangenheit».

Die Strassen lagen noch voller Trümmer. Wir holpten darüber hinweg und fuhren im Bogen um die Schutthaufen herum. Mehrmals drohte der Wagen umzukippen, die Pneus spickten Steine und Mörtelteile in die Luft und auf die Fussgänger. Wir schleiften Drähte mit und ein dichter Wirbel von Staub und Schmutz ging hinter uns hoch. Allmählich gewöhnte man sich an den Anblick der endlosen Reihen von Ruinen und an den Rauch und Dreck in der Luft. Die Augen litten allerdings stark darunter. Sie waren entzündet und rot umrändert, das Reiben verschlimmerte die Schmerzen, aber man achtete ihrer nicht. Ab und zu kamen Menschen vorbei mit Verbänden um den Kopf, mit verbundenen Augen oder mit schrecklichen Verbrennungen im Gesicht.

Nun musste ich abspringen, weil das Auto eine andere Richtung einschlug. Zu Fuss erreichte ich die Wohnung, die wir vorgestern verlassen hatten. Ich konnte mich kaum mehr zurecht finden. Die meisten Strassenschilder waren vom Luftdruck oder Brand vernichtet worden. Die ausgebrannten Häuserreihen sahen alle gleich aus. Ich kam an einem tiefen Bomben-

krater vorbei, in welchem hochkant ein Rotkreuzwagen stand, der vermutlich vom Druck hineingeschleudert worden war. Etwas weiter stand ein Lastwagen zur Hälfte in einem Ladengeschäft. Dann kamen wieder die flachen Einbuchtungen auf der Strasse, ein Zeichen, dass hier Luftminen niedergegangen waren. Links und rechts davon waren die Häuser vom Druck und Sog noch schlimmer zerstört worden als durch Sprengbomben. Die noch stehenden Fassaden waren von den Einschlägen der Splitter durchlöchert. Ich kam durch Strassen, in denen kein einziges Haus mehr eine Spur von Leben aufwies. An manchen Stellen wurden Ruinen, die einzustürzen drohten, durch Militär gesprengt. Bei jeder Detonation fuhren alle Menschen in der Umgebung erschrocken zusammen.

Man schluckte ungeheure Mengen von Staub und Rauch und Russ. Die Taschentücher waren abends rabenschwarz. Der feine Schmutz konnte kaum aus den Augen entfernt werden. Das Schuhwerk litt unter den Millionen Glassplittern auf den Strassen, unter den Trümmern, die überall umherlagen. Hin und wieder kam ich an Trümmerstätten, an völlig in sich selbst zusammengefallenen Häusern vorbei, deren brennbare Teile noch immer schwelten und glühten. Militär und sonstige Hilfskräfte schaufelten Gassen, um zu den Luftschutzkellern zu gelangen. Ich sah manche Stellen, an denen mehrere Tage lang gebaggert und geschaufelt wurde. Mit Horchgeräten peilte man nach Klopfzeichen. Mit Sauerstoffapparaten wurde versucht, den Eingeschlossenen Atemluft zuzuführen. Die Berliner Wohnhäuser sind alle sehr

hoch gebaut und bestehen aus Vorderhaus, Seitenflügeln und sogenannten Gartenhäusern. Wenn da ein Volltreffer landet, dann kann man sich vorstellen, welchen Schuttherg ein fünfstöckiges Haus bildet, wenn es in seine einzelnen Bestandteile aufgelöst wird. An vielen Stellen konnte man die Bewohner nur als Leichen bergen, manche fand man überhaupt nicht mehr vor.

In der Joachimsthaler Strasse war ein Gebäude getroffen worden, in dem sich ein Polizeirevierposten befand. Der grösste Teil der Mannschaft und Hausbewohner war verschüttet worden. Es wurden russische Kriegsgefangene unter Aufsicht eines deutschen Soldaten angestellt, um die Verschütteten auszugraben. Die Gefangenen schafften ganz langsam einen Stein nach dem andern weg und kamen überhaupt nicht vorwärts. Und unten im Keller klopfen die Menschen, von denen kein einziger gerettet werden konnte.

Jene Gemüsefrau, von der bereits die Rede war, hatte mir erzählt, wie sie selbst verschüttet wurde. Sie sassen alle im Keller und hörten die Bombeneinschläge in der Nähe, das Haus zitterte und wankte bis zum Fundament hinab. Sämtliche Geräusche der Hölle schienen losgelassen. Und plötzlich, sie wusste nicht wie, wurde sie von einem unheimlichen Druck zu Boden geschleudert und verlor die Besinnung. Es war finstere Nacht, als sie wieder zu sich kam, das Licht war verlöscht. Sie lag in einem Bett von Schutt, Steinen, Mörtel. Mit den Händen tastete sie sich zurecht, doch als sie sich aufrichtete, schlug sie mit dem Kopf

an einen Balken. Nun hörte sie Wimmern und Gurgeln, die Laute des Todes und Entsetzens. Röchelnd verendete in der Nähe ein Mensch.

Jetzt kam ihr erst richtig zum Bewusstsein, was geschehen war. Sie schrie in wilder Angst und Not um Hilfe, um sofort in Husten auszubrechen. Das Loch, in welchem sie lag, war angefüllt mit dem durch den Einsturz des Gebäudes und durch den Luftdruck aufgewirbelten Staub. Er bohrte sich in die Augen und geriet durch die Atmungsorgane in die Lungen. Es knirschte zwischen ihren Zähnen, wenn sie den Kiefer bewegte.

Jetzt entdeckte sie, dass sie ihre Handtasche krampfhaft festhielt. Sie zog eine Schachtel Streichhölzer heraus und brannte ein Hölzchen an. Nur schwach glimmte das Feuer, aber es reichte hin, um ihr einen schrecklichen Anblick zu verschaffen. Die Decke war eingestürzt, doch schien an dieser Stelle eine Art Hohlraum übrig geblieben zu sein. Unter einem grauen Haufen starrte ein Kopf hervor. Die Augen waren weit auf gerissen, der Mund verkrampft. Darüber lag eine weisse Staubschicht. Der Leih war verschüttet.

An einer andern Stelle lag eine Leiche mit aufgeschlitztem Bauch. Glucksend sickerte irgendwo Wasser. Jetzt schrie sie wieder um Hilfe, sie ängstigte sich entsetzlich vor dem Ertrinken. Das Dröhnen in ihren Ohren liess nach und sie hörte endlich Scharren und Schieben. Mit einem Ziegelstein klopfte sie an einen verbogenen T-Balken und fuhr erschrocken zusam-

men, als der eingefangene Ton durch die Höhle irrte. Aber sie war eine resolute Frau, sie klopfte wieder und wieder. Und endlich, nach bangem Warten und der fürchterlichen Angst, vielleicht doch nicht gefunden zu werden, erblickte sie noch einmal das Licht der Welt, das aus den nächtlichen Grossbränden bestand.

X. Kapitel

Die Vernichtung schreitet fort

Eine nächtliche Bombardierung löste die andere ab. Zum Glück wurden wir in unserem Notquartier verschont. Die Frauen hatten sich wohnlich eingerichtet, soweit das eben möglich war. Auf der kleinen Gasflamme ging eine Suppe ihrer Vollendung entgegen. Die Schuhe waren wieder geputzt, die Haare frisiert, man hatte wieder begonnen, ein Mensch zu werden. Der Tag war mit den wenigen Besorgungen, für die man soviel Zeit brauchte, bald seinem Ende entgegen gegangen. Wir assen rechtzeitig zu Nacht, um zur kritischen Stunde bereit zu sein.

Doch an diesem Abend erfolgte der Angriff schon früher. Wir rasten mit vollem Gepäck die hohen Treppen hinab, über den Hof und über eine enge und gewundene Treppe in den Keller. Da sassen wir nun wieder in der Falle. Wir hockten da, unter fremden Menschen, verschluckten unsere Angst und verbissen unsere ohnmächtige Wut. Wir lauschten auf die Stärke des Abwehrfeuers und auf die Wucht der Einschläge, um auszurechnen, wie weit oder wie nahe von uns der Angriff seine höllische Vernichtung entfesselte. Aber das Unglück ging an uns vorbei.

Am andern Tage liatte ich einige Geschäfte zu erledigen und kam durch verschiedene Stadtteile. Die Verheerungen waren riesig, die Ueherraschung hatte sich ausgewirkt. Ganze Viertel waren ausgebrannt. Wenn in einer Strasse noch ein, zwei unbeschädigte Häuser standen, dann starrte man sie an wie eine Fata Morgana. Die Menschen brachten alles wieder in Ordnung, soweit ihre Mittel dazu reichten. Die Läden waren überfüllt, weil viele andere zerstört worden waren. Aber man erhielt alles, was einem auf Marken zustand, wenn auch manchmal mit Verspätung.

Mit der Zeit gewöhnte man sich an die Zerstörung und kein Mensch sah mehr auf, wenn er an einem Trümmerfeld vorbeikam. Das Auge registrierte den schaurigen Anblick wie eine alltägliche Erscheinung, fast ohne Regung des Herzens. Auch die Gefühle des Grauens, des Mitleids und Schreckens werden mit der Zeit abgestumpft. Und es ist gut so, wenn man mitten im Bereich des Todes ein schattenhaftes Dasein führen muss, denn sonst müsste man verrückt werden.

Die Menschen liefen umher, als ob sie nicht in diese Welt gehörten. Zwei alte Leute schoben einen Servierboy auf Rädern vor sich her. Darauf hatten sie den Rest ihrer Habe getürmt, um ihn irgendwo in «Sicherheit» zu bringen. Andere durchsuchten die Trümmer ihrer Wohnungen. Ich sah, wie die Leute in die Keller krochen, die teilweise unter Wasser standen, um noch etwas zu bergen. Der Sicherheits- und Hilfsdienst, Bergungskommandos und Militär gruben nach Verschütteten, beseitigten Trümmer und Verkehrshindernisse. Überall standen in Kreide-

schrift die neuen Adressen der Ausgebombten an den Fassaden. In den ausgebrannten Schaufenstern hingen Papierschilder mit der Aufschrift: «Der Betrieb geht ungestört weiter. Der Verkauf findet jetzt da und da statt». «Wi^arbeiten^weiter]bi^zuiT^^ieg^^

In Lebensmittelgeschäften, Drogerien und Tabakläden, überall sprach ich mit den Leuten, und immer wieder hörte ich die Frage: «Wie soll das bloss noch werden?» – «Wann kommt wohl die Vergeltung?» mit einem bitteren Unterton des Zweifels. «Wielange soll das noch so weitergehen, soll denn ganz Berlin kaputtgehen?» Und viele sagten: «Wenn doch erst einmal alles kaputt wäre, dann hätte man wenigstens seine Ruhe!» – «Man ist immer froh, wenn man morgens noch lebt und ein Dach über dem Kopf hat.» – «Man muss alles abschreiben, was man besitzt, wir werden doch alles verlieren!» – «Wenn doch alles nur erst einmal ein Ende hätte!»

Jetzt wurden an allen Plakatsäulen lila-farbene Aufrufe angeschlagen: «Kinder gehören nicht in Luftnotgebiete! Schickt Eure Kinder aufs Land, benutzt die Kinderland Verschickung der NSV!» Es war höchste Zeit, dass man sie aus der Stadt fortnahm. Allerdings hatte die Evakuierung schon früher eingesetzt. Aber viele Eltern wollten und konnten sich nicht von ihren Kindern trennen. Sie wollten zusammen bleiben, weil sie Angst hatten, einander nie mehr zu sehen und weil sie nicht wussten, was in der Ferne mit den Kindern geschehen würde. Lieber wollten sie miteinander sterben. «In Berlin findet kein Schulunterricht mehr statt!» hiess es an allen Säulen. Den-

noch sah man immer wieder Kinder. Sogar Säuglinge wurden mit in den Luftschutzkeller geschleppt, und manche Kinder fanden es lustig, nachts aus dem Bett geholt zu werden und im Keller spielen zu können.

Bei einer Portierfrau fand ich zwei kleine Kinder vor, einen Buben und ein Mädchen, vier und fünf Jahre alt. Der Junge schilderte, wie er mit zwei Koffern in der Hand in der Nacht vom 22. November durch das Feuer gelaufen sei. Der Vater hatte entdeckt, dass bei dieser Portierfamilie, die er kannte, nichts passiert war. Er schickte die Kinder allein dahin, denn sie kannten ja den Weg. Er seihst versuchte noch etwas zu retten. «Und die Mutti hat er schon hingebbracht, Mutti war ohnmächtig geworden, weisst Du, und sie war hingefallen. Vati hat sie auf die Arme genommen und durchs Feuer getragen und wir sind auch durchs Feuer. Da habe ich zwei Koffer getragen und an der andern Hand hab ich Elschen gezogen. Immer durch die Funken, und überall hat's gebrannt, oh, hat das gebrannt!» Und das erzählte er ganz sachlich, als ob es gar keinen so schrecklichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Einer andern Mutter wurde das Kind vom Luftdruck aus der Hand gerissen, an die Wand geschleudert und getötet. Der Luftdruck nahm unberechenbare Wege. Er konnte einen Menschen verstümmeln und töten und den danebenstehenden liess er ungeschoren.

Die Polizei auf schwierigem Posten

Immer wieder hörte ich von Raub und Diebstahl während der Angriffe. Bei Freunden fand man eine

fremde Leiche im Keller, einen jungen Mann. Wahrscheinlich war er auf Raubzug aus gewesen, denn an einem Kabinenkoffer, den man noch herausschaffen konnte, stellte man Aufbruchversuche fest. Der Mensch war offenbar an einer Rauchvergiftung ohnmächtig geworden und umgekommen. Andern wurden die Koffer aus dem Keller oder von der Strasse weg gestohlen, wohin sie im ersten Augenblick gestellt worden waren. Einem meiner Bekannten, in dessen Haus erst die Obergeschosse brannten, stahl man sämtliche Wäsche, Schuhe und Kleidungsstücke, Wein, Schnaps und Zigarren aus den Schränken. In einem Damenwäschegeschäft erzählte mir der Besitzer: «Ich habe gegenüber löschen helfen, weil bei uns nichts passiert war. Und dann habe ich bei Ausgrabungsarbeiten geholfen. Als ich morgens nach Hause kam, war mein ganzer Laden ausgeräumt.»

Schon seit langer Zeit vor den Angriffen kam es dauernd zu Postdiebstählen, und zwar nicht nur von Seiten ausländischer Arbeitskräfte, sondern auch von Deutschen selbst. Trotz härtester Strafen konnte das nicht verhindert werden. Man ist in Berlin überzeugt, dass es grosse unterirdische Organisationen gibt, die sofort beim Einsetzen eines grösseren Angriffs ans Werk gehen. Sie rauhen und stehlen alles zusammen, was sie erraffen können. Wahrscheinlich gibt es sogar eine geheime Börse, an der die Ware gehandelt wird. Da alles knapp ist oder fehlt, werden nicht nur die Waren schnell losgeschlagen, sondern auch unheimliche Preise bezahlt. Die Gauner machen sich die Abwesenheit der Bewohner in den Luftschutzkellern

und die Vorschrift, dass die Wohnungstüren geöffnet bleiben müssen, zunutze.

In einem Restaurant traf ich ein Mädchen, das verhaftet worden war, weil es politische Witze erzählt hatte. Während eines Transports im Gefangenenauto erfolgte ein Luftangriff, der Wagen wurde umgeworfen, die Tür sprang auf und sie entfloh in die Dunkelheit. Nun verbarg sie sich irgendwo, hatte keine Papiere und keine Lebensmittelkarten. Zu ihren Eltern konnte sie nicht zurückkehren, weil sie eine neue Verhaftung und noch schärfere Bestrafung befürchten musste. Erst kürzlich hatte in der Zeitung gestanden, dass eine Frau, die in einem Büro einen politischen Witz auf der Schreibmaschine vervielfältigt hatte, zum Tode verurteilt worden war. Solche Menschen treiben sich in Massen herum, darunter viele gefährliche Verbrecher.

Nach Ueberwindung vieler Hindernisse gelangte ich eines Tages auch in die Burgstrasse, nahe am Bahnhof Börse, wo sich die Ausländerpolizei befand, von der ich eine Bescheinigung brauchte. Als ich hin kam, war das Gebäude völlig ausgebrannt. Alle Akten waren vernichtet, der ganze Papierkrieg war in Flammen aufgegangen und die verkohlten Fetzen flogen noch in der Luft herum. Hier konnte früher, vor der Zerstörung, der friedlichste Mensch zum Anarchisten werden. Man musste mit den abenteuerlichsten Gestalten, die aus ganz Europa nach Berlin gekommen oder getrieben worden waren, endlos warten, bis man abgefertigt wurde. Ein martialischer Polizist hielt Wache und kommandierte die Leute herum. Er sprach

nur deutsch und die vielen Ausländer aus aller Herren Länder konnten sich nicht mit ihm verständigen. Sein Schlusswort war jedesmal: «Machen Se, wat se wollen.» Jeder Ausländer hat sich darüber gefreut, dass dieses Gebäude vernichtet wurde.

Ein Polizist sagte einmal zu mir: «Was haben diese Führung und diese Propaganda und dieser Krieg aus uns gemacht! Wir sind schlechte Menschen geworden, und wir werden von Tag zu Tag noch schlechter. Wir müssen lügen und gegen unser besseres Gewissen handeln. Wir müssen anständige Menschen verhaften und argen Strafen zuführen, nur wegen einer Unvorsichtigkeit, Dummheit oder einer Denunziation. Und wir dürfen nicht einmal rot werden dabei. Was ist in diesen Jahren aus uns geworden, und was soll noch aus uns werden, wenn das so weiter geht?» Diese Ansicht soll nach seiner Aussage bei der Polizei weit verbreitet sein. Soweit ich jedoch feststellen konnte, hat die deutsche Polizei bis heute ihren Ruf der Korrektheit und Pflichttreue absolut gewahrt.

Der Verkehr darf nicht stocken

Vernichtung, Zerstörung, Verwüstung, Ausradierung: Das waren die Begriffe, von denen man jahrelang gehört hatte. Jetzt erlebte man den Anschauungsunterricht an Ort und Stelle. Er war überwältigend, aber nach wenigen Tagen halte man sich daran gewöhnt. Der Mensch passt sich auch der Hölle an, und er überwindet die Schwierigkeiten in bewundernswerter Weise. Es ist oft nicht begreiflich, dass die menschliche Natur all dies aushält.

Man sollte glauben, nach grösseren Angriffen sei der Verkehr für immer ausgeschaltet. Aber weit geirrt! In der Nacht zum 23. November hatte einer der grössten Angriffe stattgefunden, der wegen der Überraschung besonders unheimlich gewirkt hatte. Die gesamte Stadtschnellbahn und der Untergrundbahnverkehr, ausser einer einzigen Linie, waren ausgeschaltet. Aber nach drei Tagen waren neunzig Prozent dieses Verkehrsnetzes wieder in Betrieb. Die restlichen zehn Prozent waren nach vierzehn Tagen wieder in Ordnung gebracht. Nach den Erfahrungen der nächsten Angriffe dauerte die Wiederherstellung normaler Verkehrsverhältnisse nur vierundzwanzig Stunden, his achtzig Prozent des Verkehrsnetzes wieder befahrbar waren. Die übrigen zwanzig Prozent konnten, je nach der Grösse der Einzelschäden, nach einer Woche dem gewohnten Betrieb übergeben werden.

Besonders schwer wurde die Berliner Strassenbahn betroffen. Sehr viele Tramwagen wurden unterwegs vom Angriff überrascht und brannten aus. Auch Tramdepots wurden vom Feuer verzehrt. So verbrannten allein in einem einzigen Bahnhof 130 Trieb- und Anhängewagen. Heute sind mindestens fünfzig Prozent aller Strassenbahnwagen Berlins vernichtet.

Reichsbahn und Post

Die Reichsbahn leistete Erstaunliches. Schon im sogenannten «Altreich» stand ihr nur ein Drittel des eigentlich benötigten Wagenmaterials zur Verfügung. Sie löste die Kriegsaufgaben trotzdem in überraschen-

der Weise. Allerdings kamen ihr dann die Eroberungen auf dem europäischen Festland zugute. Das russische Wagenmaterial wurde auf die europäische Spurweite umgearbeitet, da bekanntlich die Russen ihre Eisenbahnschienen weiter auseinanderlegen. Jetzt sind sie wieder daran, die schmaleren Schienenspuren zu verbreitern.

Immer wieder wurden wichtige Verkehrsknotenpunkte schwer bombardiert. Es gab Städte, in denen die Bahnhofanlagen und ihre Umgebung ein einziger Schutthaufen waren. Aber nach wenigen Tagen waren die Schwellen wieder gelegt, die Schienen gezogen, die Signalanlagen wiederhergestellt, die eingestürzten Brücken ersetzt und die Bahndämme aufgefüllt.

Durch den Abwurf von Spreng- und Brandbomben wurden auch jedesmal Eisenbahnwagen und Lokomotiven zerstört. Das Reisen war schon vor den Bombardierungen schwierig, jetzt wurde es immer mehr zu einer Tortur. Der Zugverkehr wurde eingeschränkt, das Wagenmaterial wurde knapper und mit den Aufgaben des Nachschubs an die belasteten Fronten, den Abwehrvorbereitungen gegen die Invasion, der Versorgung der Rüstungs- und Lebenszentren mit Rohstoffen und Lebensmitteln, wurde die Reichsbahn in einem wachsenden Masse beansprucht, dem sie sich bisher als gewachsen erwies. Den Reichsverkehrsminister Dormmüller kann man als Genie bezeichnen und seinen Mitarbeiterstab als das Gehirn des deutschen Verkehrs.

Auch die Post wurde durch die Luftangriffe keineswegs ausgeschaltet. Natürlich kommt es vor, dass

Züge verbrennen, dass Postwagen den Flammen zum Opfer fallen oder das Briefe unterwegs verloren gehen oder gestohlen werden. Aber das sind verhältnismässig geringe Ausfälle im Vergleich zum Aufgabengebiet dieses Instituts. Ich hatte am 23. November, nachdem unsere Wohnungen zerstört waren, in den beiden in Frage kommenden Postbezirken unsere neue Adresse angegeben und vom 24. November an wurde sie dahin umadressiert. Man stelle sich eine vom Luftkrieg heimgesuchte Stadt vor, dann wird man diese Leistung anerkennen müssen, denn ausser mir gaben Hunderttausende ihre neue Adresse an. Und diese Riesenarbeit wurde bewältigt, obwohl zahlreiche Postangestellte sich aus Angehörigen fremder Völker rekrutierten.

Bald nach dem Beginn der schweren Luftangriffe richtete die Post einen besonderen Eilnachrichtendienst ein. Man konnte an den Schaltern sogenannte «Eilnachrichtenkarten» umsonst beziehen, rot umränderte für den zivilen, grün umränderte für den Feldpostverkehr. Diese Karten waren mit einem Vordruck versehen und man trug die eigene sowie die Adresse des Empfängers und dessen Telefonnummer ein. In wenigen Worten schrieb man über sein Befinden. Da sich die gesamte Bevölkerung auf die Telegrammformulare stürzte, konnte die Post den Andrang nicht mehr bewältigen. Nach den ersten Grossangriffen wurden mehrere zehntausend Telegramme vermittelt. Daraufhin wurde diese Möglichkeit der Vermittlung von Nachrichten für den Zivilektor gesperrt und man

konnte nur noch auf Grund von Kennziffern telefonieren.

Die Postkarte war eigentlich das schnellste Verbindungsmittel im Nachrichtenverkehr mit Verwandten oder Bekannten, die ausserhalb wohnten. Sie kamen meist eher an als Telegramme. Ich erlebte es oft, dass Telegramme in die nähere und weiter gelegene Provinz erst nach acht oder zehn Tagen, Postkarten aber um zwei bis drei Tage früher ihr Ziel erreichten. Die Briefbeförderung dauerte oft wochenlang. Der Telefonverkehr in der Stadt war manchmal tage- und wochenlang gesperrt, wenn in der Nähe des Apparates die Kabel vernichtet waren. Für den Zivilbedarf war der Telefonverkehr nur stundenweise frei.

Der Betrieb der Banken und Sparkassen wurde fortgeführt. Mochten die Filialen zertrümmert sein, man konnte trotzdem seine Spareinlagen bis zu einer gewissen Höhe des Betrages im ganzen Reichsgebiet abheben. War ein Geschäftsraum zerstört, dann wurden Büro- und Schalterstcllen behelfsmässig in leer stehenden Läden oder sonstwo eröffnet. An der Ruine der ursprünglichen Filiale hing eine Tafel mit der neuen Adresse.

Berlin ohne Gas

Eines Tages überquerte ich den verwüsteten Savignyplatz. An der Ecke zur Knesebeckstrasse war ein Blindgänger explodiert. Dabei wurden alle Leitungen, Kabel, Gas- und Wasserrohre zerrissen. Es war eine besonders schwere Schadenstelle, denn die Arbeitskräfte waren viele Tage mit der Wiederlier-

Stellung beschäftigt. Die Versorgung mit Gas war sehr schlecht und fiel längere Zeit aus. Heute ist Berlin zu neunzig Prozent ohne Gas. Der Ausfall zieht sich über einen Zeitraum von einem Vierteljahr oder noch länger hin. Die Gasanstalten brauchen nicht einmal getroffen zu sein, nicht einmal ein Volltreffer auf die Leitungen ist nötig, um die Versorgung auszuschalten.

Da Berlin auf Sand gebaut ist, pflanzen sich die Detonationen, die Schwingungen und erdbebenhaften Erschütterungen bei Bombeneinschlägen sehr gut fort, wodurch die Rohrleitungen zerstört werden. Sie laufen dann voll Wasser, wobei sich der ungünstige Grundwasserspiegel Berlins auswirkt. Hierdurch werden noch grössere Zerstörungen hervorgerufen. Die Bruchstellen sind sehr schwer aufzufinden. Ausserdem werden die Suchaktionen ständig von Alarmen und Angriffen gestört. Man kann sich vorstellen, welche Erschwerung des täglichen Lebens es bedeutet, wenn die meist nur auf Gas angewiesenen Haushalte Berlins nicht kochen können.

Das Kochen, das zur Erhaltung des täglichen Lebens gehört, wird immer mehr aufs Gebiet der Elektrizität und auf die wenigen noch unbeschädigten Restaurants zusammengedrängt, die schon vorher überlastet waren. Die Bewag, Berliner Licht- und Kraft-AG., die restlos ausgebrannt ist, stellte elektrische Kocher gegen Vorweisung eines Bombenscheines leihweise zur Verfügung. Aber der Andrang konnte bei weitem nicht befriedigt werden. Gegen Bezugscheine, die man auf dem Wirtschaftsamt beantragen konnte, stand einem der Einkauf von elektrischen Heizplatten

oder Kochern zu. Man konnte auf dem normalen Markt in Berlin schon längst keine solchen Kochgeräte mehr erhalten. Im Schwarzhandel zahlte man von hundert Mark an aufwärts die unglaublichsten Preise, während der wirkliche Wert einer solchen Kochplatte nur zehn Mark betrug.

Die Lichtenanlagen waren durchschnittlich nie länger als vierundzwanzig Stunden ausgeschaltet. Wenn allerdings in der Nähe der Wohnung ein Volltreffer die Kabel zerstört hatte, dann konnte es auch Tage und Wochen dauern, bis der Schaden behoben war.

Wasser floss in den oberen Stockwerken manchmal nur spärlich oder überhaupt nicht. Nach grösseren Angriffen, wenn die Löschaktionen viel verbraucht hatten, war es besonders schlimm. Im Parterre oder im Keller war jedoch immer Wasser erhältlich. In Notfällen waren wir dankbar, wenigstens aus dieser Quelle unser Wasser gewinnen zu können.

Mit der Schreibmaschine in den Luftschutzraum

Wo vordem grosse Paläste ihre Flügel ausgebreitet hatten, erblickte das Auge nur Trümmer. Die Technische Hochschule an der Ost-West-Achse, einer Charlottenburger Prachtsstrasse, war ein ausgebrannter Ruinenspuk. Es hiess, der Unterricht werde in den Kellern fortgeführt. Schon damals, Anfang 1943, hatte es hier gebrannt. Die Studenten hatten gelöscht, während die Brandwache behauptete, keinen «Einsatzbefehl» zu haben. Das Schiller-Theater starrte als schwarze Höhle dem enttäuschten Besucher entgegen. Die Universität Unter den Linden hatte Treffer abbe-

kommen, wie auch das daneben liegende Zeughaus und die Preussische Staatsbibliothek. Kasernen waren eingestürzt und Bahnhöfe zertrümmert oder ausgebrannt.

Das «Haus Vaterland», die alte Reichskanzlei mit dem berühmten Balkon, der Sportpalast, in welchem der totale Krieg erklärt wurde, waren völlig ausgebrannt. Auch das Gebäude des Oberkommandos der Wehrmacht an der Potsdamer Brücke hatte seine Herrlichkeit eingebüsst. Es war in Baracken in ein Aussenquartier verlegt worden, aber auch dort halte der Luftkrieg es erreicht und nochmals vernichtet. Dem Oberkommando der Marine erging es nicht besser. Das Kaufhaus des Westens am Wittenbergplatz war mit seinen Vorräten vernichtet und das gleiche Schicksal teilten viele andere Kauf- und Warenhäuser. Postgebäude, Cartenstellen, Schulhäuser, Kirchen, Spitäler und Wohnblocks in weiter Umgebung waren noch schlimmer zerstört als die Synagogen im Jahr 1938. Die Zentralen der Dresdner und Deutschen Bank waren absolut bis in die Keller zerstört. Die Deutsche Bank behalf sich in der Behrenstrasse mit einem Kantinenraum, in welchem das Personal enggedrängt seine Arbeit verrichtete. Wochenlang gab es hier keine Telefonverbindung.

Der Bürobetrieb im Allgemeinen wurde durch die Alarme und Bombenangriffe sehr erschwert. Bei jedem Tagesalarm mussten sämtliche wichtigen Akten, alle Schreibmaschinen und alles wertvolle Material in die Keller getragen werden. Nach dem Endalarm hatten die Angestellten, die ohnehin schon bis zum

Äussersten belastet waren, alles wieder in die oberen Stockwerke binaufzubleppen. Und jeden Tag nach Büroschluss musste alles wieder in die Keller gebracht werden.

Die Frauen im Krieg

Auf der Schweizerischen Gesandtschaft wurden für homhengesclädigte Landsleute Lebensmittel verteilt. Als ich sie nach Hause brachte, war die Freude bei den Frauen riesengross. Ihre Stimmung hatte sich schon ein wenig gehoben, denn sie hatten Schuhe und Kleider bekommen, für die ich auf dem Wirtschaftsamt Bezugsscheine geholt hatte. Es war billige Ware, aber unter den augenblicklichen Verhältnissen war sogar ein Flicklappen zum kostbaren Besitz geworden. Um eine Zahnbürste zu bekommen, lief man wochenlang von Laden zu Laden.

Da standen nun die beiden vor mir in ihren neuen Kleidern und Schuhen, drehten sich auf den Absätzen wie Mannequins. Und mir tat es in der Seele weh, dass ich ihnen nichts Besseres verschaffen konnte. Seihst in Kriegszeiten waren die Möglichkeiten der Mode in der weiblichen Phantasie unerschöpflich, mochten die Mittel noch so armselig sein.

Die Frauen tragen wirklich eine Hauptlast in diesem Kriege. Seit Jahr und Tag kaufen sie ein, stellen sich vor jedem Geschäft an und warten stundenlang, bis sie ihre Einkäufe machen können. Sie bringen ohne Hilfe ihre Wohnungen in Ordnung, bereiten die Mahlzeiten zu, versorgen Kinder und waschen Wäsche. Sie flicken und stopfen die alten Sachen, die nicht er-

neuert werden können. Und abends sollen sie ihren Männern eine frohe Kameradin sein. Was kosten diese Anstrengungen für Energie und Mut. Manchmal stellen sie sich morgens schon nach acht Uhr am Gemüseladen an und warten geduldig, bis mittags um zwölf Uhr endlich ein Lieferwagen die Ware bringt. Vier Stunden stehen für ein wenig Gemüse und Kartoffeln! Die Kinder zu Hause haben immer Hunger, und die Mütter wissen nicht, wie sie diese satt bekommen sollen. Jede Frau zerbricht sich täglich den Kopf, wie sie das Essen beschaffen und was sie zubereiten soll.

Und zu all dieser Mühsal des täglichen Lehens kamen die Belastungen durch den Krieg, durch die Luftangriffe, durch die Aufenthalte in den kalten Luftschutzkellern und durch Nervosität und Habgier, die jeden in zunehmendem Masse packten. Man wurde so schlecht, man missgönnete dem Nachbar jede Kartoffel.

Und alle sorgten sich um ihre Männer, um ihre Väter und Brüder an der Front, aber auch um Schwestern und Töchter, die als Nachrichtenhelferinnen im Kriegsbereich 6telien. Wenn keine Feldpost eintraf, dann verzehrten sie sich vor Sehnsucht und Angst.

Schliesslich, nachdem der totale Krieg erklärt worden war, wurden auch die Frauen in Massen zur Arbeit geholt. Nach Möglichkeit sollten die Frauen freilich eine Arbeit finden, die ihren Fähigkeiten entsprach. Aber wer bezweifelt, dass das Arbeiten der Frau in Rüstungsbetrieben etwas Schreckliches ist? Wohl helfen sie den Soldaten an der Front, an der sie eigene Angehörige haben. Aber was bedeutet diese

Arbeit für die seelische Haltung der Frau, für ihre Gesundheit und für das Familienleben! Nach diesem Kriege werden nicht nur die Städte zerstört und die Elite der Männer gefallen oder verbraucht sein, die Seelen und Gemüter der in der Heimat Gebliebenen und der aus den fürchterlichen Schlachten Heimkehrenden werden zerrüttet sein.

Weihnachten unterm Bombenhagel

Die Menschen in Deutschland konnten keine Weihnachtsglocken mehr vernehmen, weil diese schon längst zu Kanonen umgegossen waren. Sie flehten im Gebet um Verschonung vor dem Tod durch Sprengbomben, Brand und Phosphor. Ihre Hände falteten sich nicht zum Dank, sondern sie verkrampften sich im Schmerz des Verlustes, im Jammer des Todes, im Unglück der Verarmung.

Wir wurden in den frühen Morgenstunden des 24. Dezember durch die Sirenen geweckt. Es fand eine ziemlich heftige Bombardierung statt, und wir dachten an die vielen Menschen, die jetzt wenige Stunden vor dem Friedensfeste Hab und Gut verloren und auf die Suche nach einer Unterkunft gehen mussten. In den Zeitungen hiess es, dass Zeitbomben abgeworfen worden seien, die am heiligen Abend explodieren sollten.

Wir sassen in unserer neuen Wohnstätte um den Weihnachtsbaum, den wir mit List und Tücke gegen Bestechungsgelder erworben hatten. Zwei Flaschen Wein und ein paar billige Zuckerbrötchen waren unsere einzigen Genüsse. Aus dem Lautsprecher klang

die alt vertraute Weise «Stille Nacht, Heilige Nacht». Wir gedachten der Toten und der Lieben in der Feme, und wir dachten an das unbeschreibliche Elend dieser Welt, die zu einem Spielball der Sinnlosigkeit geworden zu sein schien. Während auf der einen Seite das Weihnachtslied verjazzt wurde, brachen hier die Menschen in Weinen aus. Der Jammer des zerquälten Daseins, der Verlust des Friedens und die Angst vor einem finsternen und grausigen Schicksal frassen sich in Herzen und Gemüter ein.

Wie eine Vision tauchten die Tage der Kindheit vor uns auf, da wir staunend vor dem Lichtenbaum und vor den Gabentischen standen, und wie eine erdrückende Last wälzte sich die Erkenntnis der Wirklichkeit auf unsere Herzen. Wir mussten uns als Kinder getäuscht haben. An der Welt und an den Menschen hatte sich nichts geändert seit jenen Tagen von Golgatha. Christus wurde auch heute noch täglich ans Kreuz geschlagen. Und die Armen fragten sich, für wen er eigentlich den Erlösertod gestorben sei. Und wenn er heute wiederkäme, sie würden ihm eine Dornenkrone aufs Haupt setzen, sie würden ihn sein Kreuz durch die Strassen schleppen und ihn verdursten lassen, wenn er um Wasser bäte.

Sie liebten nichts anderes als sich selbst und, da einer dem andern in den Weg kam, zerfleischten sie sich heute wie vor undenklichen Zeiten. Wo war der Gott, der dies zuließ?

Weihnachten ging vorüber, ohne dass die Menschen zur Besinnung kamen. Friede auf Erden? Das können wir uns gar nicht mehr vorstellen!

XI. Kapitel

Eine Weltstadt stirbt

Tagesangriffe !

Unter der Einwirkung der nächtlichen Alarme wurde unser Schlaf immer leiser. Unwillkürlich warteten wir auf das Ertönen der Alarmsirenen und auf das Dröhnen der Flugzeugmotoren über der dunklen Stadt. Unsere Träume waren unruhig und zerquält. Kamen die Bomber eine Zeitlang um drei Uhr früh, dann wachten wir pünktlich um diese Zeit auf, auch wenn sie ausblieben. Dafür wurden wir zu einer anderen Stunde von ihnen überrascht.

Wie oft wir in diesen Monaten in die Keller hinuntereilten, wie oft wir Angst um das Leben unserer Lieben haben mussten, wieviele Stunden wir in den kalten, winterfeuchten Luftschutzräumen uns zusammendrängten, wir wissen es nicht mehr. Wir gewöhnten uns daran. Dies war nun einmal die Wirklichkeit und wir passten uns ihr an, soweit dies eben möglich war. Wir lebten, wir schliefen und assen, wir machten unsere Geschäfte und wir freuten uns über jeden Sonnenstrahl.

Wir waren Menschen des 20. Jahrhunderts, von dem man sich so viel versprochen hatte und das man das Jahrhundert der Technik nannte, die jetzt wirk-

lich mit allen Mitteln in Aktion getreten war. Es war das Jahrhundert der Cäsaren, hinter dem unbeachtet die Worte standen: «Nach Christi Geburt».

Es floss kein Wasser, es brannte kein Licht, das Gas hatte zu strömen aufgehört und das Radio konnte uns die traurigen Stunden nicht mehr vertreiben helfen. Im Treppenhaus war es finster wie im Schlund eines Walfisches. Wenn die Sirenen aufheulten, stolperten wir über die unsichtbaren Treppen hinunter. In der Feme begann schon das Rollen der Geschütze. Am Himmel blitzte es weiss auf, plötzlich senkten sich die berüchtigten «Weihnachtsbäume» herab und irgendwo in der Nähe setzte ein schweres Flakgeschütz mit seinem Feuer ein. Der Boden waberte leise, metallisch und weltenweit erscholl das vielfältige Echo von Abschüssen und Einschlägen.

Wir achteten darauf, dass wir im Keller unter einem Türbogen oder einem sicheren Gewölbe sitzen konnten. Bei jeder Erschütterung und jedem Schlag zogen wir die Köpfe ein und sahen einander verstohlen an. Wir berührten den Nächsten, um ihn zu beruhigen und um selber Ruhe zu suchen. Und wir atmeten auf, wenn das Ungewitter in die Ferne entwich.

Jetzt ein, zwei, drei Einschläge in der Nähe! Sie kommen wieder, sie sind über uns, hörst du das Dröhnen der Motoren! Sie kommen im Sturzflug auf uns herab! Die Erde geht unter in Krachen und Splittern und Dunkelheit. Sie wird zu einem unsicheren Feuerhall, zu einer Retorte scheusslicher Gase und Gifte.

Als wir aus den Löchern krochen, brannte das Haus bis ins Parterre. Die Menschen, die in dem Haus

gewohnt hatten, liefen durcheinander. Sie jammerten und weinten und standen vor ihren Häusern, ohne diese Wirklichkeit begreifen zu können. Unaufhaltsam und unersättlich knisterte der Brand hinter den Fenstern und in den Räumen, wo die Kinder geboren wurden und wo die Verlobung des Sohnes gefeiert worden war. Dort hatte man die Goldene Hochzeit begangen; jetzt war es für immer vorbei, jetzt stand man als heimatloser Bettler auf der Strasse.

Wir mussten ein neues Notquartier suchen. Teilnahmslos lebten wir in den Tag hinein. Krieg, Politik und Zukunft interessierten uns nicht mehr. Und manchmal hofften wir, dass eine Bombe auf uns niedersausen und uns erlösen werde von der Qual dieses unbegreiflichen Daseins.

Mit Alarm, Bomben und Brand begann das neue Jahr. Angriff folgte auf Angriff und die Zerstörungen frassen sich durch den Leib der Grosstadt. Bald musste sie ganz vernichtet sein. Immer enger rückten die Menschen zusammen. Immer mehr Werte gingen verloren und würden nie mehr ersetzt werden können. Fast alle unsere Bekannten hatten ihr Hab und Gut verloren und lebten notdürftig in einem Raum oder in einem Luftschutzkeller mit vielen andern Opfern des Krieges. Bei den Angriffen im November sollen über 400 000 Menschen obdachlos geworden sein. Die Zahl der Toten war nicht zu ermitteln. Mit dem zunehmenden Abwurf schwerer und schwerster Sprengbomben erhöhte sie sich beträchtlich. Am 22. November waren viele Berliner unterwegs überrascht worden. Sie wurden von Brandbomben, Sprengsplintern oder Ge-

schossteilen verstümmelt und getötet. Schon kurz nach dem Endalarm konnte man die Leichen von Fussgängern oder aus den zerstörten Wohnungen geholten Erschlagenen mit Etiketten an den Füßen im Freien liegen sehen, während der rote Brandstein über sie hinweghuschte.

Mit den Wohnungen wurden Möbel, Kleider, Wäsche und alle andern lebenswichtigen Dinge vernichtet. Auf den Fliegerschein, den man als Ausgebombter erhielt, konnte man beim Wirtschaftsamt Bezugs-scheine für die wichtigsten Möbel bekommen, wenn man eine neue Wohnung gefunden hatte. Auch Bezugs-scheine für Kleidung und Schuhe wurden ausgegeben, aber es war schwierig, die Ware zu erhalten. Sogar für Nähgarn im Wert von etwa zwanzig bis dreissig Pfennig gebrauchte man einen Bezugs-schein, den man nach langem Warten auf dem Wirtschaftsamt ausgestellt bekam. Wenn die Zerstörungen fortschritten, dann musste es bald unmöglich werden, die Bevölkerung mit dem Nötigsten zu versorgen. Zwar hatte man Ausweichlager angelegt. Aber konnten nicht auch diese eines Tages den Flammen zum Opfer fallen?

Auch die Körperpflege wurde notgedrungen immer nachlässiger. Die Seife war denkbar schlecht, und kosmetische Artikel wurden in immer geringeren Mengen dem Verkauf zugeleitet.

Für die verlorengegangenen Werte und Gegenstände reichten die Ausgebombten beim Kriegssachschädenamt einen Antrag auf Schadenersatz ein. Die Bevölkerung meinte, die Auszahlung werde erst «drei

Monate nach dem Sieg» erfolgen. Einen Vorschuss von einigen hundert Mark konnte man jedoch erhalten. Die Bankkonten waren nicht gesperrt, sodass man immerhin nicht ohne Geldmittel war. Viele fürchteten, dass ihre eingereichten Anträge eines Tages ebenfalls den Flammen zum Opfer fallen würden. Aus brennenden Häusern hatte die Wehrmacht Möbel und Gegenstände gerettet und in Sammellagern untergebracht. Es dauerte Stunden, bis man sie besichtigt und festgestellt hatte, dass nichts vom eigenen Hausrat dabei war.

Wieviel Dutzend deutschen Städten erging es ebenso? Wir brauchen nur die Landkarte aufzuschlagen, um das Ausmass der Katastrophe zu erahnen. Städte, die man bereits für völlig vernichtet hielt, wurden immer wieder bombardiert. Es kam darauf an, die jedesmal von neuem in Ordnung gebrachten Verkgührsanlagen ^{^zi^zerstören^} Nie wurden alle Häuser getroffen, es blieben unbeschädigte Fabriken und Betriebe zurück, Büros und Ministerien arbeiteten weiter. Auch die Versorgung der Bevölkerung musste weitergeführt werden. Der militärische Nachschub rollte ununterbrochen. Erst dann wird eine Stadt als im kriegsmässigen Sinne unbrauchbar betrachtet, wenn sie ausser dem Eigenbedarf nichts mehr für die Lieferung an Rüstungsbetriebe und zum Transport in andere Gebiete hersteilen kann. Und manche Städte waren in einem Masse zerstört worden, dass ganze Stadtteile zugemauert werden mussten.

Während einer Reihe von Tagen hatten wir Ruhe. In den frühen Morgenstunden des 29. Januar jedoch

prasselte wieder ein Bombardement auf uns nieder. Halb angezogen eilten wir hinab in die Keller. Am Sonntag, 30. Januar, dem Nationalfeiertag, sollte um zwölf Uhr Hitler im Radio sprechen. Kaum hatte er begonnen und scharfe Töne gegen England angeschlagen, als die Alarmsirenen seine Zuhörer in die Luftschutzräume trieben. Es gab viele Deutsche, die sagten: «Er soll doch aufhören mit seinen provokatorischen Reden, sonst kommen sie erst recht!»

Das Anhören der Radiosendungen wurde immer schwieriger. Entweder machten die Alarme den Sendetrieb unmöglich, oder der Strom war unterbrochen. Das war sehr unangenehm, weil durch das Radio die Luftlagemeldung verbreitet wurde. Bisher hatte ein grosser Teil der Bevölkerung die englischen Sendungen empfangen. Man kannte den Atlantiksender und den Sender Gustav Siegfried. Ja, man hörte selbst russische Sendungen in deutscher Sprache. Das wurde jetzt immer gefährlicher, weil infolge der Bombardierungen zahlreiche einander fremde Menschen in einem Raum zu hause gezwungen waren.

In der Mittagsstunde dieses Tages erfolgte kein Angriff auf Berlin. Aber abends um halb acht Uhr brach die Hölle von neuem los. In unserer unmittelbaren Nachbarschaft schlugen zwei Minen und eine schwere Sprengbombe ein, die mehrere Häuserblocks bis in die Keller einrissen. Wir wurden vom Luftdruck gegeneinander geworfen. Der Keller füllte sich mit Staub und Kalk und das Licht verlöschte. Drei Häuser weiter lagen über dreissig Verschüttete. Wir versuchten, sie noch während des Angriffs auszugraben.

Noch eine Woche lang wurden dort Bergungsversuche unternommen. Aber sie waren vergeblich.

In der ganzen Umgehung standen die Häuser in Flammen. In kürzester Zeit brannten sie bis zu den Grundfesten nieder. Der Luftschutz war machtlos. Ohnmächtig stierten die einstigen Bewohner in die grausige und dennoch unfassbare Wirklichkeit des Untergangs. Der Brandschein geisterte und flackerte auf den schwitzenden und russverschmierten Gesichtern der Menschen, die bis zum letzten Augenblick gegen das Feuer gekämpft hatten. Es war fast taghell und die Höllenorgel der Grossbrände dröhnte in unsern Köpfen. Hitze und eiskalter Luftsoq bedrängten unsere Körper, die der Vernichtung wieder einmal entgangen waren. Wieder hatten Hunderte oder Tausende den Tod gefunden, Abertausende waren obdachlos und zu Bettlern ohne Hoffnung geworden. Ganze Stadtteile wurden zu Friedhöfen, und oft geschah es, dass in die Trümmer noch einmal Bomben fielen und dass es in den Ruinen tage- und wochenlang brannte. Aus defekten Leitungen gluckste unaufhaltsam das Wasser über die Schutthaufen einstiger Wohnpaläste, die es vor ihrem Schicksal nicht hatte bewahren können.

Wir hatten den Eindruck, dass jetzt immer mehr und schwerere Sprengbomben abgeworfen wurden. Hunderte von Bombern flogen am entweihten Himmel Europas, und man wusste, dass es nur eines Hebelzuges bedurfte, um Tausende von Tonnen Sprengstoff herabsausen zu lassen, dem man wehrlos ausgeliefert war. Mit unheimlichem Geheul, Pfeifen und

Luftdruck schlugen diese Ladungen in die Stadt und löschten sie langsam aber sicher aus. Die meisten Häuser waren beschädigt. Unzählige waren vollkommen zerstört. In einem Bezirk in Berlin sanken allein zwischen dem 23. und 30. November 45 000 Häuser in Trümmer. Die anderen waren von Brand und Luftdruck beschädigt.

Als wir nach dem Angriff wieder in unser Notquartier hinaufkletterten, – wieviele haben wir nicht in jenen Monaten der Reihe nach bewohnt! – waren sämtliche Scheiben und Rahmen kaputt. Türen waren eingedrückt und lagen auf Tischen und Betten. Manchenorts waren die Zimmerwände eingestürzt; der Berliner nannte das «durchgepustet». Der Verputz war von den Wänden gefallen, die Decken hingen herab und überall lief man auf Gips, Mörtel und Glassplittern. Die Möbel waren durcheinandergeschoben und umgestürzt. Von aussen sah das Haus wie eine Ruine aus, aber wir konnten vorläufig noch darin wohnen. Sollte aber in der Nähe noch einmal eine Sprengbombe fallen, dann musste der Bau in sich Zusammenstürzen wie ein Kartenhaus.

Im März begannen die Tagesangriffe. Die Bombergeschwader flogen sichtbar wie während einer Parade über Berlin. Die Menschen hatten zuerst nicht mit einem Angriff gerechnet. Deshalb liefen sie noch durch die Strassen, standen beim Einkauf in den Läden und sassen in den Wirtschaften. Sie waren an ihrer Arbeit oder fuhren umher. Und mitten hinein in diesen Betrieb platzten die Bomben und Brandgra-

naten. Als die Sirenen aufheulten, nahm das niemand sehr ernst. Man rechnete noch nicht mit Tagesangriffen.

Jetzt wurden einzelne Stadtteile schwer heimgesucht, die bisher noch verschont geblieben waren. Der Norden, Osten und Südosten Berlins erlitten bedeutende Schäden. Wenn schon im Wehrmannsbericht von einem «schweren Terrorangriff» die Rede war, der Schäden und Verluste zugab, dann konnte man damit rechnen, dass wieder ein grosses Unglück über die Stadt und ihre Bewohner hereingebrochen war.

Einige schwere Nachtangriffe setzten das Werk der Zerstörung fort. Als wir Ende März Berlin verliessen, um aufs Land zu flüchten, waren zwei Drittel der Stadt zerstört. Das restliche Drittel würde wahrscheinlich auch noch vernichtet werden. Aber immer noch waren die Strassen voller Menschen, die Verkehrsmittel waren auf den Hauptstrecken in Betrieb und barsten vor Überfüllung. Es gab zu essen und zu trinken, wenn auch mässig. Die Betriebe arbeiteten weiter. Das Leben setzte sich durch. Mit einer unwahrscheinlichen und unbeschreiblichen Energie versuchten die meisten, dem Krieg zu trotzen und ihre Pflicht zu erfüllen. Sie passten sich den Verhältnissen an, weil ihnen nichts anderes übrig blieb.

In einer Zeitung stand einmal zu lesen, dass die grossen Angriffe auf Hamburg zehn Millionen Dollars «gekostet» haben, und dass die Zerstörung Berlins das Zehnfache verschlingen werde. Aber was kosteten die Werte, die vernichtet wurden? Museen, Bibliotheken mit unersetzlichen Kulturschätzen, Spitäler mit

ihren Einrichtungen, Kirchen, Schulen, Wohnhäuser und Besitztümer der Menschen gingen für immer verloren. Denn nie mehr würde man gleiche Möbel kaufen, ähnliche Schmuckstücke erwerben oder Gemälde anschlaffen können. Alles würde, wenn es erst einmal soweit war, in billiger Massenfabrikation hergestellt, um den unermesslichen Bedarf schnell zu befriedigen. Es würde überall gleich aussehen, und wahrscheinlich kann man sich noch gar nicht vorstellen, was man dann statt «Kulturbolschewismus» für ein Wort wird anwenden müssen, um den neuen europäischen Stil zu bezeichnen.

Wer wollte versuchen, die zerstörten Werte an Gebäuden, Einrichtungen und Habseligkeiten zu errechnen? Die Summe, die für die Ausradierung einer Stadt ausgeworfen wird, verschwindet neben der wirklich astronomischen Ziffer, die dabei herauskommt. Und selbst wenn man alle Zahlen festlegen könnte, dann ersähe man daraus noch lange nicht den ideellen Wert, den die Dinge im persönlichen Leben der Verlierer hatten. Einem armen Manne bedeutet ein schäbiger Anzug mehr, als einem Besitzenden ein Schrank voll schöner Kleider. Einer Arbeiterfrau erscheint die stillose Einrichtung ihrer Küche und ihres Wohnzimmers so herrlich und heimelig wie der Frau eines Ministers ihre Villa.

Uns waren ja schon eine Schnur, ein Flicklappen oder ein Paar ausgetretener Schuhe ein kostbarer Besitz, nachdem wir alles verloren hatten. Eine Kerze konnte überhaupt nicht bezahlt und wertmässig errechnet werden, wenn man sie im Notfall hatte. Und

wieviel wertvoller erschien sie uns erst, wenn wir sie nicht hatten, als es dunkel war und wir über fünf Treppen hinuntereilen mussten, mit Gepäck und Decken, und die Hand nicht vor den Augen sehen konnten, während die Sirenen durch die tiefe Nacht heul-ten und die Bomber im Anflug waren.

Und welche menschlichen Werte wurden nicht in uns und allen andern zerstört, die ziffernmässig überhaupt nicht erfasst werden können. Wieviele Menschen verloren nicht ihr Leben, und waren es nicht meist die anständigsten und wertvollsten, die umkommen mussten? Jede Bombe, die explodiert, jeder Schuss, der fällt, jede Kugel, die trifft und jeder Brand, der wütet, sei es in Berlin, in London oder Paris, an allen Orten dieses zerfleischten Erdteils, sie alle treffen und vernichten Europa, verwüsten seine Ueherlieferung und gefährden seine Zukunft. Während wir ruhig in unseren Betten schlafen, rasen die Grossbrände durch die Städte unseres Kontinents, sterben die Menschen zu Tausenden an den Fronten und in den Kellern.

Die Zerstörung Berlins ist eine Katastrophe von historischem Ausmass. In den fernsten Jahrhunderten wird davon die Kunde gehen. Und wer weiss, wofür diese Ruinenstadt Symbol wird? Wir sehen die Zeichen des Untergangs, aber wir können sie noch nicht deuten. Auf den fotografischen Aufnahmen aus der Luft sehen wir die Mauerreste. Schwarz und tot starren sie in die Höhe wie die Augenhöhlen einer verstümmelten Leiche. Und so blicken alle anderen Städte in einen erbarmungslosen Himmel. In allen

Ländern schreien diese Wunden nach Frieden und Heilung. Aber ungehört verhallt ihr Wehruf. Die Vernichtung schreitet fort bis zur Ausblutung.

Ein Stadtteil nach dem andern wird in Schutt und Asche gelegt. Der Städtetod breitet sich aus wie die Lava eines Vulkans. Das ist das Werk der Menschen. Aber manchmal scheint es, als ob die Geschehnisse unabhängig vom Willen der Menschen hereinbrechen wie ein Naturereignis. Haben die Regierungen die Entwicklung noch in der Hand? Die entfesselte Geschichte läuft ah wie ein schauriges Theaterstück im Grand Guignol. Aber das Stück wird zur Wirklichkeit. Das Publikum selbst wird gefoltert und verliert sein Blut, während die Direktoren im Büro sitzen und die Einnahmen registrieren.

Ich war zufällig in Berlin. Gerade so gut hätte ich dasselbe in London oder in Bukarest, in Sofia oder in Leningrad erleben können. Eine Weltstadt stirbt! Nein, eine Welt geht unter. Wer Augen hat, zu sehen, und wer Ohren hat, zu hören, der erlebt diesen Untergang alle Tage.

Ein Arzt spricht von Tatsachen

Ich hatte mir eine Infektion zugezogen, was bei dem überall herrschenden Schmutz kein Wunder war. Es kam sogar vor, dass Staub und feine Glassplitter ins Brot hineingebacken wurden, wenn in der Nähe der Bäckerei eine Bombe Schaden angerichtet hatte. Die öffentliche Hygiene wurde immer schlechter. Von Sauberkeit konnte schon längst keine Rede mehr sein. Man legte sich jetzt oft ungewaschen und ohne Klei-

derwechsel aufs Bett, um bei Alarm sofort in die Keller eilen zu können. In diesen Tagen waren schon während einer Vorwarnung Minen auf die Stadt herabgefallen. Und da man nach dem Endalarm nie sicher war, ob nicht mitten in der Nacht oder gegen Morgen noch ein Angriff erfolgen würde, wickelte man sich, so wie man war, in die Decke und versuchte zu schlafen. Kalk und Gips waren auf die Betten gefallen, Staub und Rauch hatten die Wäsche durchdrungen, und die gerettete Habe war monatelang in die Koffer gepresst.

Ich suchte einen Arzt auf, den ich gut kannte. Er sagte mir, dass nachgerade alle wichtigen Medikamente fehlten. Der Gesundheitszustand des Volkes sinke zusehends. Und wenn zu Anfang des Krieges wegen Einschränkung im Fleischverbrauch die rheumatischen Krankheiten zurückgegangen seien, so hätten dafür im Lauf der Zeit Geschlechtskrankheiten und Tuberkulose erschreckende Ausmasse erreicht.

Dass die Medikamente knapp waren, merkte ich jedesmal, wenn ich in einer Apotheke etwas kaufen wollte. Ich musste oft vier oder mehr solcher Geschäfte aufsuchen, um ein ganz gewöhnliches Mittel zu bekommen. Nun kamen noch die Bombardierungen hinzu, welche die Zahl der Apotheken und pharmazeutischen Betriebe verringerten. Auch in den Rot-Kreuz-Stationen, die im Hinblick auf die Luftangriffe in allen Stadtteilen eingerichtet worden waren, standen nur wenige Medikamente und Verbandstoffe zur Verfügung. Man musste eine Bescheinigung mitbringen, dass man infolge Fliegerangriffs beschädigt war,

sonst wurde man nicht behandelt. Krankenhäuser, Serum-institute, Heilmittelfabriken wurden vernichtet. Einfuhrbeschränkungen verstärkten den Mangel an Heilstoffen, und meist waren nicht einmal die Behelfsmittel erhältlich.

Mein Arzt erklärte mir, er sei, wie alle seine Kollegen, überlastet. Die meisten Ärzte könnten die Patienten nicht mehr eingehend genug untersuchen und behandeln. Er beklagte sich auch oft über die Gesinnung vieler seiner Kollegen, die nur auf Verdienst ausgingen und sich um kein Berufsideal kümmerten. Er berichtete von Todesfällen, die nicht nur infolge beruflicher Überlastung und Mangels an Heilmitteln, sondern ganz einfach aus Nachlässigkeit eingetreten seien.

Bedenklich war jedoch erst recht, was man über Altersheime und ähnliche Einrichtungen erfuhr. Die verschiedensten Menschen haben mir schreckliche Dinge darüber erzählt. So hatte eine mir persönlich bekannte Familie ihre Grossmutter aus einem Heim zuriickgeholt, weil sie sich über das schlechte Essen beklagt hatte. Eine Woche später, nachdem sie schon wieder bei ihren Kindern weilte, kam aus dem Altersheim ihre Todesanzeige. Die Familie nahm an, dass diese bereits vorbereitet war, und dass man die alten Leute planmässig von ihrem Dasein «erlöste».

Ukrainer wachen auf

Auch Rosenbergs Ostministerium war ausgebrannt. Am 30. Januar hing, wie an vielen andern Orten, eine Hakenkreuzfahne in der Ruine, und wie an manchen

Trümmerstätten verkündeten grosse Transparente: «Führer, wir marschieren mit dir bis zum Endsieg!» Das Ostministerium hat die Hoffnungen der Ukrainer enttäuscht, die von den Deutschen ihre Befreiung erhofft hatten. Als das deutsche Militär zum ersten Mal die Ukraine eroberte, wurden die Soldaten von der Bevölkerung freundlich aufgenommen. Offiziere und Soldaten erzählten mir, die Unruhen hätten begonnen, als die Zivilverwaltung, d. h. die Partei, nach dem weiteren Vormarsch der Truppen nach Osten die Macht übernommen habe. Ich sah einmal eine umfangreiche Denkschrift, welche die in Berlin lebenden Ukrainer dem Reichsaussenminister Ribbentrop eingereicht hatten. Auf dem linken Blatt standen jeweils die Versprechungen der deutschen Regierung verzeichnet, während auf dem rechten die brutale Wirklichkeit und die Anklagen der Enttäuschten zu lesen waren. Ob dieses Schriftstück jemals in die Hände Ribbentrops und Hitlers gelangte?

In Berlin und im Reich leben viele Hilfskräfte aus dem Osten, die nicht immer gut behandelt werden. Eine Ukrainerin war als Dienstmädchen bei einer mir bekannten adligen Dame angestellt, das sie wie eine Sklavin hielt. Das Mädchen arbeitete gut und zuverlässig. In einem Gespräch sagte es zu mir, der Krieg werde erst aufhören, wenn Hitler und Stalin tot seien. Sie war eine treue Russin, wenn sie auch ihr eigenes Regime nicht liebte. Sie traf regelmässig ihre Landsleute. Auch diese seien nach ihrer Aussage mit der Behandlung unzufrieden, und es sei klar, dass sich unter ihnen mit der Zeit eine grosse Empörung ansammle,

die im Falle einer deutschen Niederlage zur Explosion kommen könne.

Die Angst vor den Fremdarbeitern und Kriegsgefangenen ist im deutschen Volk in der letzten Zeit sehr gross geworden. Dass die der Landwirtschaft oder den Fabriken zugewiesenen Gefangenen nicht freudig, arbeiten wollen, leuchtet ein. Deshalb kommt es zu Auseinandersetzungen und Bestrafungen. Diese erbittern die Fremden wiederum noch mehr, und man sieht keinen Ausweg aus dieser Schicksalsmasche. Das deutsche Volk betrachtet die vielen Millionen Fremden, die alle den ehemaligen und gegenwärtigen Kriegsgegnern angehören, wie eine gleichsam noch in der Luft hängende Bombe, die eines Tages mit furchtbarer Entladung herabzustürzen droht.

Moral und Ordnung lockern sich

Auch wenn man in die Zukunft zu blicken versucht, dann bietet sich ein Bild des Untergangs dar. Da geistern Hungersnöte und Seuchen, Racheaktionen und Bürgerkrieg über einen gequälten und verruchten Erdteil hinweg. Sprechen nicht die Menschen schon von der «Nacht der langen Messer», wenn sie an die Wut der unterdrückten und dereinst vom deutschen Joch befreiten Völker denken, die über Deutschland herfallen werden, das sie erobert, besetzt und drangsaliert hatte? Spukt nicht bereits das Heer der erschossenen Geiseln durch die Angstträume der Menschen, die sich daran erinnern, dass es eine persönliche und völkerverbindende Verantwortlichkeit gibt? Sehen nicht.

die Ernüchterten und Entsetzten jetzt die an den Bäumen baumelnden Leichen der aufgeknüpften Polen und die von Dynamitsprengungen verschütteten und erdrückten Leiber der hingemordeten Juden als die Warnzeichen vor der Zukunft durch ihre Ahnungen irren?

Mit einem von den schrecklichsten Erlebnissen überlasteten, aber tödlich scharfen Bewusstsein ging ich durch die Stadt. Ich wanderte durch das Inferno und ich sah Opfer, Büsser und Narren. Zu beiden Seiten lagen die Schuttberge wie Mahnmale der menschlichen Verworfenheit. Und zwischen ihnen bewegten sich die Lebewesen vorwärts, die man einst Menschen genannt hatte: Die Frau eines Chemikers, der Kampfstoffe herstellte und die ihre überreizten Nerven in Schnaps ertränken wollte. Sie lief von Wirtschaft zu Wirtschaft, um irgendwo einen gebrannten Korn aufzustöbern. Sie war meist betrunken, und wir nannten sie, roh wie wir geworden waren, «Madame Spritfire». Der Jüngling, der aus seinem Fotoatelier heraus dienstverpflichtet wurde, weil er für das Militär nicht tauglich war. Er hatte Salzsäure geschluckt, um glimpflich davonzukommen. Die Uniform nannte er «Reichseinkommenssterbehemd». Die Frau, die im Omnibus laut erzählt hatte, da ihr Mann an der Front sei, könne sie sich jetzt wenigstens gut amüsieren. Ein Soldat hatte ihr daraufhin eine Ohrfeige gegeben. «Hier haben Sie zehn Mark», sagte ein Zivilist zu ihm, «und wenn Sie ihr noch eine runterhauen, dann bekommen Sie zwanzig Mark!» Sie war vom Volksgerichtshof abgeurteilt worden.

Da schwebten noch immer Frauen vorbei, mit wiegenden Hüften, in eleganten Tailleurs, mit knallroten Lippen und angeklebten Wimpern, die auf Schwanenhälsen und unter gewagten Hutphantasien ihre unbetheiligten Gesichter über die Menge hinwegtrugen. Und da tänzelten die offenbar international vertretenen und von keinem Krieg ausgerotteten Swingboys über den Kurfürstendamm, Schlager summend, Zigaretten in ihren gepflegten Fingern drehend und nach jeder weiblichen Wade Ausschau haltend. An ihnen zogen die Ausgebombten vorbei, schmutzig, abgerissen und erschöpft, ein mit ihren geretteten Habseligkeiten gefülltes Leintuch auf dem gebückten Rücken zu einem noch unbekanntem Notquartier schleppend.

Und in der Nacht schossen sich Deutsche und Ausländer um einer Dirne willen. Spitzel schnüffelten herum, Hitlerjungen mit Pistolen in der Tasche erledigten unergründliche «Dienstwege», und Jüdinnen schlichen zur Nachtzeit in eine Fabrik. Da kam der verrückt gewordene Soldat, der solange in die Dunkelheit hinausschrie: «Wir wollen unsern Führer sehn!», bis er verhaftet wurde.

An einem dieser unbeschreiblichen Tage ging ich durch die Ulilandstrasse. In der vorhergehenden Nacht hatte sich wieder ein Angriff über Berlin entladen. Die Menschen kauerten zwischen ihren geretteten Möbelstücken und Habseligkeiten in Schnee und Regen. Manche schliefen stehend, indem sie sich irgendwo anlehnten. Sie waren erstarrt in stumpfer Trostlosigkeit und blickten teilnahmslos auf die

Überreste ihrer Häuser, aus deren Kellern die Flammen schlugen.

Einer Bescheinigung wegen suchte ich mein Polizeirevier auf. Als ich hinkam, war das Gebäude völlig ausgebrannt. Eine Stunde nach dem Endalarm war ein unbemerkt gebliebener Phosphorkanister explodiert. Die Menschen hatten sich schon wieder zur Ruhe gelegt, als die Katastrophe eintrat. Nun standen die Polizisten auf der Strasse, die bedeckt war von Aktenkästen und Karteien, Möbelstücken, Büchern und Wäschestücken. Beharrlich rieselte der Regen hernieder. Ich erhielt meine Bescheinigung, ohne dass in den Akten nachgesehen wurde. Auch diesen Beamten schien nachgerade alles gleichgültig zu sein. Wir rauchten zusammen eine Zigarette, die ich für über eine Mark das Stück gekauft hatte, und betrachteten die Schutthaufen, die angebrannten Sessel und halbverkohlten Matratzen, aus denen das rostige Federwerk hervorsah wie das unbrauchbar gewordene Gerippe einer verunglückten Zivilisation, verbogen, ausgeglüht, rasselnd, von einem letzten Rest geblühten Stoffes überzogen. Irgendwo lag ein Kartonschild: «Der Betrieb geht ungestört weiter!»

Es war beinahe ausgeschlossen, dass man nach einer Bombennacht nicht an seiner Arbeitsstätte erschien. War sie zerstört, dann wurde ein neuer Treffpunkt vereinbart, an dem man sich regelmässig einzufinden hatte. Die Menschen gingen stundenlang zu ihrem Betrieb, wenn nach Angriffen die Verkehrsmittel gestört waren. Und abends legten sie den Heimweg ebenfalls zu Fuss zurück.

Eine Schauspielerin floh aus Angst vor weiteren Angriffen nach Ostpreussen. Sie wurde schwer bestraft. Als der Angriff vom 22. November noch nicht verraucht war, musste das Nollendorftheater schon am 24. wieder spielen. Goebbels verlangte dies, und das Publikum war empört, als nachher zwei Tage Pause eingelegt wurden. In der ganzen Umgebung brannten die Häuser, aber es wurde Theater gespielt! Dabei waren die meisten Bühnengehörigen bombengeschädigt. Ihr Haus oder ihre Wohnung waren Trümmerhaufen, hier aber mussten sie lächeln und tanzen, fröhliche Menschen spielen, Glück und Liebe mimen. Ihre Herzen sorgten sich um Freunde oder Verwandte, sie betrauernten den Verlust eines Angehörigen, während sie ihre Schlager ins Publikum schmetterten.

Kein Zusammenbruch – dafür Flucht ins Gebet

Im Allgemeinen trugen die Menschen ihr Los in stillem Heldentum. Sie hatten sich in ihr Schicksal ergehen, sie waren müde und apathisch geworden. Über das, was mit ihnen geschah, konnten sie sich schon längst keine klare Rechenschaft mehr ablegen. Sie arbeiteten, weil sie arbeiten mussten und weil es das einzige Mittel zur Betäubung war. Sie verarmten zusehends, sie verloren alles, was sie besaßen, auch die Hoffnung und den Glauben. Vor zwei Jahren konnte man die Betroffenen noch schimpfen hören, nicht über die Engländer, sondern über die eigene Regierung, die solche Zustände nicht verhindern konnte, ja, die sie selbst heraufbeschworen hatte. Aber jetzt

war man still geworden. Viele hatten sogar Angst vor der Vergeltung, weil sie vorausahnten, dass die Gegner dann ebenfalls mit schärferen Waffen antworten würden.

Die Bombardierungen haben die Moral der Bevölkerung nicht zum Wanken gebracht, aber untergraben. Vergeltungsschläge bedeuten freilich immer einen Aufschwung von Stimmung und Glauben, aber der innere Zusammenbruch der Menschen wird nur vermieden werden können, wenn der Sieg errungen oder wenigstens der Krieg nicht verloren wird.

Die Deutschen haben nicht nur Angst vor den Russen und vor der Gestapo. Sie kämpfen für ihr Vaterland, nachdem der Krieg sich so erschreckend ausgeweitet hat. Ich traf Soldaten und Offiziere, die zu mir sagten: «Glauben Sie nicht, dass wir uns für Hitler und die Nazis schlagen. Wenn wir nach Hause kommen werden, dann wird zuerst einmal aufgeräumt. Die Parteiredner, die uns Propagandavorträge halten wollen, lachen wir aus. Die sollten lieber an die Front kommen!» Dagegen hörte ich immer wieder, wie begeistert und erbittert die Jugend für den Nationalsozialismus kämpft. Im Allgemeinen konnte ich feststellen, dass die Moral an der Front gut war, wenn auch die endlosen Rückzüge unheimliche Anstrengungen kosteten und eine unvorstellbare seelische Belastung hervorriefen.

Die grosse Masse des Volkes lebt in inneren Zwiespälten und ohne tiefe religiöse Bindungen, die es stärken würden. Die Propaganda bietet keinen Ersatz für echte Religion. Kurz nach Ausbruch dieses Krie-

ges fand eine Flucht ins Gebet statt. Die Zahl der Kirchenbesucher wuchs an. Der Glaubenseifer nahm zu. Als der Krieg immer härter und erbitterter wurde, als er grosse Opfer verlangte und die offizielle Propaganda nicht mehr ausreichte, um die Menschen aufrecht zu erhalten, da besannen sich viele auf Gott oder suchten ihn wenigstens im Gebet und in der Gemeinschaft der Gläubigen.

Nicht alle führte die innere Ausweglosigkeit zum Glauben. Die meisten taten ihre Pflicht und harrten des Kommenden. Ein Teil der Bevölkerung sank immer tiefer in eine hoffnungslose Gleichgültigkeit. Viele geben selber zu, dass sie Tag um Tag schlechter werden. Dieser Vorgang spielte sich vielleicht unmerklich ab, doch mit der Zeit mussten die Folgen bedenklich, ja gefährlich werden.

XII. Kapitel

Du selbst bist Europa

Jugend in Deutschland

In welchen Stürmen war doch die deutsche Jugend während der letzten Jahre aufgewachsen! Äusserlich war sie uniformiert und organisiert; aber wie sah es in ihren Herzen und Gemütern aus? Schon im Jahre 1942 geschah es, dass in einer norddeutschen Stadt sich Angehörige der Hitlerjugend gegenseitig beschossen. Bei einer ärztlichen Untersuchung, die aus den versammelten jungen Leuten eine Auswahl treffen sollte, welche man zu einer Art Gestapo innerhalb der Hitlerjugend selbst ausbilden wollte, kam es zu einer Schlägerei, in deren Verlauf Schusswaffen angewendet wurden.

Eine Bekannte meiner Frau hatte uns erzählt, dass sie ihren fünfzehnjährigen Sohn abends beim Anziehen der H.J.-Uniform dabei überrascht habe, wie er sich eine Pistole in die Tasche steckte. Auf ihre erschreckte Frage, was das bedeute, habe er geantwortet, sie solle sich nur nicht aufregen; sie könnten abends schon lange nicht mehr ohne Waffe auf die Strasse hinaus.

Die Anfänge einer derartigen Entwicklung liegen um Jahre zurück. In einem Fachbuch für Hitler-

jugend, das 1935 herausgegeben wurde, las ich ausführliche Angaben über den Kampf im Gelände, über das Unschädlichmachen des Gegners und alle möglichen «wehrsportlichen» und kriegerischen Fragen. Dieser Krieg hat bewiesen, wie wirksam die Ausbildung der Jugend war. Im tiefsten Frieden sangen Pimpfe und Jungen, wenn sie ihre sonntäglichen Märsche unternahmen: «Siegreich wollen wir Frankreich schlagen!» Sie rührten ihre Landsknechtstrommeln und bliesen kriegerische Weisen dazu, wenn sie irgendwo ein für Kampfübungen geeignetes Gelände ausfindig machen wollten. «Heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt!» sangen die jungen Kehlen, und die Gemüter steigerten sich in einen Rausch der Götterdämmerung hinein, in welchem ihnen der Tod auf dem Schlachtfeld als das schönste Los erschien.

Hitler erklärte: «Der Bolschewismus ist zerschmettert, und er wird sich nie mehr erheben!» Dann rafften die Fröste und eiskalten Todesnächte die deutschen Soldaten dahin, und nach Schlachten von unerhörter Heftigkeit wurden die deutschen Heere aus Russland vertrieben, in das sie eingebrochen waren. Da starb die Jugend und die Elite sank in die Gräber, da blühte ihr der Totenkranz, von dem sie gesungen hatte, als sie nichtsahnend ausgezogen war in die Räume, die ihr zum Verhängnis werden sollten.

Die deutsche Jugend wird vom Nationalsozialismus bereits vor ihrer Geburt erfasst. Frauen, die Kinder erwarten, können diese schon anmelden und dafür Vergünstigungen beantragen, bevor sie das Licht dieser lichtlosen Welt erblicken. Sind Eltern und Erzie-

her nationalsozialistisch geschult, dann wachsen die Kinder ohnehin in der vom Staat gewünschten und geförderten Atmosphäre auf. Auf jeden Fall aber wird die Jugend schon im frühen Kindesalter von der Partei organisiert und nach den geltenden Grundsätzen in der politischen «Weltanschauung» geschult.

Als Pimpfe und Jungmädel empfangen sie die ersten politischen Eindrücke. Hitler wird ihnen seit Jahren als das Vorbild des Deutschen schlechthin vor Augen gestellt. Der Nationalsozialismus ist die einzig richtige Bewegung, so trichtert man ihnen ein, und nach der ersten Vorschulung treten sie dann als kleine Fanatiker der Hitlerjugend oder dem Bund deutscher Mädel bei. Die Wirksamkeit dieser Erziehungsmethode wurde im Ausland lange unterschätzt. In den letzten Jahren ist sie offenbar geworden.

Nach der Hitlerjugendzeit wurden sie in die Partei übernommen, sie dienten im Arbeitsdienst, im Landjahr und in der Wehrmacht. Die Auslese im nationalsozialistischen Sinne genoss auf den Ordensburgen und nationalpolitischen Erziehungsanstalten eine besondere Ausbildung. Bei der Gefolgschaftstreue und Bereitschaft zum Gehorsam, ja zum Parieren, aber auch der Lust am Kommandieren und bei der jugendlichen Freude am Wettkampf und der Aussicht, dank äusserster Anstrengung einen massgebenden Führerposten erklimmen zu können, braucht man sich nicht zu wundern, dass die Jugend so weitgehend nach den Grundsätzen der Partei erzogen werden konnte.

Der Nationalsozialismus hat die Jugend entfesselt. Sie kennt keine Bindung mehr, als diejenige an den

Führer, an die Partei, an den Staat. Jahrelang wurde sie heeinflusst, und sie warf die Eltern und Erzieher zum alten Eisen, wenn sie nicht mit der gleichen Begeisterung für Hitler und sein Programm eintraten. Freilich hatte die Generation ihrer Eltern in Blindheit und Dummheit schwerwiegende Fehler begangen, an denen die Welt heute krankt und blutet. Aber die Opfer, welche dieser Generation dafür auferlegt wurden, haben das Los der Jugend nicht verbessert.

Es ist heute in Deutschland schon so weit, dass in einem Artikel im «Reich» von «akzelerierten Jugendlichen» die Rede ist. Damit bezeichnet man das überschnelle, ungesund rasche Heranreifen und frühe Altwerden der Jugend. Schulpflicht, Dienst in der Hitlerjugend, Arbeitsdienst, Märsche, Sammelaktionen und schliesslich die Kriegsaufgaben beanspruchten sie in immer schärferem Masse. Schon vor dem Kriege fehlte der Ausgleich durch Ruhe und Erholung, namentlich auch durch geistige Beschäftigung. Auf allen möglichen Gebieten wurde die Jugend zu Hilfsdiensten herangezogen, und schliesslich machte man sie zu «Luftwaffen Helfern», wofür man neuerdings auch Mädchen heranzieht. Sie hatten keine nennenswerte Schulpflicht mehr, dafür mussten sie Munition schleppen und Flakgeschütze bedienen helfen, denn das Reich war offensichtlich in Not geraten. Die militärische Ausbildung setzte immer früher ein, sodass heute die jüngsten Soldaten noch fast Kinder sind.

Und trotz der riesigen Anforderungen, die an die Jugend seit Jahren gestellt wurden, trotz knapper Ernährung und sonstigen Kriegswirkungen erträgt diese

Jugend unvorstellbare Strapazen und ficht unter den schwierigsten Bedingungen mit staunenswertem Fanatismus und mit beinahe unerschütterlicher Ausdauer.

Ich kannte jedoch auch eine ganze Reihe junger Leute, die mit dem Nationalsozialismus schlechte Erfahrungen gemacht hatten und zu Feinden der Partei und Staatsführung wurden. Wie überall, so ist es auch hier unmöglich, die Zahl der wirklichen Anhänger und diejenige der Gegner des Nationalsozialismus festzustellen. Aber nach meinen Erfahrungen sind die Reihen der Gegner ziemlich zahlreich. Gesinnungsmässig und als einstiger politischer Faktor in Frage kommend sind jedoch hauptsächlich die Arbeiter stark und klassenbewusst. Nach ihnen dürfte die Jugend kommen, wenn vom Militär abgesehen wird.

Viele von den jugendlichen Gegnern des Regimes waren als Kinder und Halbwüchsige glühende Anhänger Hitlers und des Dritten Reiches. Heute sind sie entweder sehr gemässigt, haben ihre Begeisterung verloren, sind still geworden und in sich gekehrt, oder sie sind zu genau so fanatischen Hassern des Nationalsozialismus geworden, wie sie ehemals seine stärksten «Garanten» zu sein schienen. Zum Teil haben sie schwere Enttäuschungen persönlicher oder ideeller Natur erlitten. Zwar traten sie meistens von der Hitlerjugend in die Partei über, weil sie sonst hätten befürchten müssen, beruflich behindert oder persönlich verfolgt zu werden.

Es lebt aber auch eine Anzahl junger Menschen in Verstecken, in den Katakomben der Überzeugten

Feinde Hitlers, die sich unsichtbar unter der einst so glanzvollen und machtstrotzenden Oberfläche des Dritten Reiches hinziehen und die Märtyrer des XX. Jahrhunderts beherbergen. Sie leben in Armut und Not, sie sind das von der Gestapo gehetzte Wild, und sie leben von der Hilfe ihrer weniger heroischen Freunde, die sich in der Oberwelt zu halten vermochten. Wer vermag zu sagen, welche Rolle die Unterirdischen im künftigen Europa spielen werden? Vielleicht werden auch sie in die Fehler mancher Gegenrevolution verfallen und an ein neues Europa nicht den Beitrag entrichten können, der nicht aus dem Ungeist der Rache und des Hasses, sondern allein aus dem abendländischen Geiste entspringen darf.

Studenten opponieren

Scharfe Gegnerschaft fand der Nationalsozialismus seit jeher in der akademischen Jugend. Er suchte ihr zu begegnen durch die Reichsstudentenführung mit ihren über alle Hochschulen verteilten örtlichen Studentenführungen, denen die Studentenschaften unterstellt sind. Diese sind als sogenannte Kameradschaften organisiert, während die Altherrenschaften der ehemaligen Corps, Burschen- und Landsmannschaften im Nationalsozialistischen Altherrenbund zusammengefasst wurden.

In unserer Charlottenburger Wohnung hatten wir ein Zimmer an den studierenden Sohn einer befreundeten Familie aus Hamburg vermietet. Er war Mitglied einer Berliner Kameradschaft und beklagte sich

oft über die Anmassung der Studentenführung, die von ihnen Aufsätze und Referate weltanschaulicher oder rassentheoretischer Art verlangte. Die Kameradschaften hatten die nationalsozialistische Schulung ihrer Mitglieder selber zu übernehmen, und die auch hier vertretenen Vertrauensleute der Partei überwachten Geist und Betrieb der einzelnen Gemeinschaften. Deshalb mussten sich die jungen Akademiker in allem, was sie sagten und taten, peinlich davor hüten, gegen die Forderungen der nationalsozialistischen Studentenführung zu verstossen.

Unser junger Freund berichtete uns, dass er sich mit einigen zuverlässigen Kameraden aus seiner Gruppe regelmässig treffe, und dass sie alle diese «Feierstunde» dazu benutzten, erst einmal ihren Herzen Luft zu schaffen, und dann, hinter verschlossenen Türen und vernagelten Fenstern, an einem Holzgestell, das er «Phantom» nannte, Fechtübungen mit alten Schlägern zu veranstalten. Dort trügen sie auch bunte Mützen und gestickte Bänder, die zwar verstaubt und vergilbt seien, ihr Herz aber höher schlagen liessen, als alle Siegesmeldungen des Deutschlandsenders. Er und seine Freunde brachten die «Couleurs» in dickverschnürten Kartonschachteln zu ihren geheimen Zusammenkünften und nahmen sie unter der gleichen «Tarnung» wieder mit nach Hause.

An der Technischen Hochschule in Berlin studierten auch immer einige Landsleute. «Gekko», wie unser Zimmerherr im Studentenjargon hiess, brachte eines Tages einen Schweizer Studenten zum Essen mit. Dieser erzählte uns, dass er beim Eintritt in die

Hochschule lange Fragebogen ausfüllen musste. Auf diesen wurde gefragt, ob der Bewerber arisch sei und zu welchem Volkstum er gehöre, ob er «deutschblütig» sei, und dergleichen mehr. Er wurde von dem Beamten als «Volksdeutscher» bezeichnet, ein Ausdruck, der sonst nur für Deutsche in Polen oder polnische Staatsangehörige deutscher Abstammung, sowie für Rumänen in gleichen Verhältnissen verwendet wird. Auf die Frage, was unter einem «Volksdeutschen» zu verstehen sei, habe er nie eine genaue Definition erhalten können. Da er vor seiner Reise nach Berlin geglaubt hatte, alle Deutschen seien Nationalsozialisten, war er über die wirkliche Gesinnung der Menschen im allgemeinen und der Studenten im besonderen sehr erstaunt. Er gab eine Beobachtung zum besten, die er 1940 im Saal der Mensa an der Hardenbergstrasse gemacht hatte: Ein Student habe sich an den Tisch gesetzt und mit «Heil Hitler!» gegrüsst, worauf ein Bajuvare laut und vernehmlich gefragt habe: «Wos is denn dös für an perverser Gruass?» Der andere soll keine Miene verzogen haben.

Gekko klagte oft über die schlechte Ausbildung an der Hochschule. In den naturwissenschaftlichen Fächern gehe es noch, da auf diesem Gebiete nicht die sogenannte Weltanschauung, sondern die nüchterne Forschung massgebend sei. Allerdings würden auch der Naturwissenschaft im heutigen Deutschland die Ergebnisse ihrer Forschungen genau so vorgeschrieben, wie diese im Mittelalter von der Kirche vorweggenommen worden seien. Die Zweckwissenschaft fördere zwar auch umwälzende Erfindungen und Ent-

deckungen, gleichzeitig sei sie aber unter Umständen der Totengräber unserer Kultur und Zivilisation. Das alte akademische Ethos sei verloren gegangen.

Unvergleichlich viel schlimmer stehe es aber an den geisteswissenschaftlichen Fakultäten, wie er oft genug von seinen Freunden zu hören bekomme, die an der Universität studierten. Für die technischen, naturwissenschaftlichen und sonstwie kriegswichtigen Berufe würden zahlreiche Studenten vom Kriegsdienst beurlaubt. In den Hörsälen der Universität jedoch sässen meist nur Krüppel oder Drückeberger. Ausserdem habe man seit 1933 alte Parteigenossen zu Professoren erhoben, während andererseits verdiente Lehrer ohne politische Ambitionen nach Hause geschickt worden seien. Diese hätten sich mit einem sehr unerfreulichen Los auseinanderzusetzen oder abzufinden, während die Qualität ihrer Nachfolger weniger in der akademischen Bildung, als vielmehr in ihrer nationalsozialistischen Gesinnung zu suchen sei.

Als der Krieg begann, wurde das Studium zeitlich abgekürzt, und die Möglichkeiten der Ausbildung wurden schlechter. Da Bibliotheken, Verlage und Druckereien vernichtet wurden, fehlten Bücher und Lehrmittel. Vorsorglich wurden manche Hochschulbibliotheken evakuiert, und die Studenten waren bei ihren wissenschaftlichen Arbeiten auf gegenseitige Ausleihe angewiesen. Während der Semesterferien mussten sie im «Rüstungseinsatz:» in Fabriken arbeiten. Eine ruhige, gewissenhafte und erspriessliche wissenschaftliche Arbeit war schon seit Jahren nicht mehr möglich.

Unser Hausgenosse, der nach Abstammung und Geisteshaltung zur europäischen Elite gehörte, sagte im Jahre 1942 zu mir: «Staatliche Propaganda und knechtische Organisation der Studentenschaft haben dem grössten Teil unserer jungen Leute jedes selbständige Denken abgewohnt. Die in jahrelanger Kleinarbeit verabreichten Verdummungspillen haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Und selbst unter den erbitterten Gegnern dieses tyrannischen Regimes innerhalb der Akademikerschaft und ihres Nachwuchses werden Sie so gut wie keinen Menschen finden, der nicht auch in dieselben Fehler verfallen würde, wie unsere Väter. Sie kennen die Welt und die Eigenarten der anderen Völker zu wenig oder gar nicht, und ich glaube kaum, dass sie zur Bildung vernünftiger politischer Ziele überhaupt fähig sind. Nicht alle sind sich dieser schicksalsschweren Tatsachen so bewusst wie ich, aber viele fühlten sie unbewusst schon vor ihrem Abiturientenexamen. Deshalb meldeten sich seit Jahren die meisten zum Offiziersberuf, weil sie darin einen Ausweg ihrer geistigen Verlorenheit zu sehen glaubten und gleichzeitig eine gute Karriere erhofften.»

Ausblick in die Nachkriegszeit

Die Intellektuellen litten in noch ausgeprägterem Masse unter ihrer inneren Zerrissenheit als ihr Nachwuchs. Entweder waren sie extrem und überreizt in ihrer Haltung, oder sie vergruben sich in ihre Arbeit, um alles zu vergessen, was mit Politik zusammenhing. Bürgertum und Mittelstand empfinden seit Jahren

vor dem Bolschewismus eine derartige Furcht, dass sie ihm, falls er Deutschland überfluten sollte, ohne Widerstand erliegen würden. Dagegen waren die Hoffnungen, die sie auf die Engländer und Amerikaner setzten, offensichtlich in einem solchen Masse übertrieben, dass sie im Falle einer angloamerikanischen Besetzung stark enttäuscht sein müssten.

Die Haltung der massgebenden Kreise von Militär und Adel war nie klar ersichtlich. Unter ihnen befanden sich zahlreiche Monarchisten, treue Anhänger des Hauses Hohenzollem oder überzeugte Anhänger der Wittelshacher, während andere den Herzog von Braunschweig als Thronanwärter bezeichneten. Die Marine galt als besonders kaisertreu. Auf der andern Seite standen hohe Offiziere, die sich Hitler wegen der grosszügigen Förderung, die er ihnen hatte angedeihen lassen, verpflichtet fühlten. Sprichwörtlich war im ganzen Volk der Gegensatz zwischen Wehrmacht und Waffen-SS. Bekannt sind die Neigungen gewisser Militärs gegenüber Russland, gleichgültig, welche Regierungsform hüben und drüben besteht. Im Grunde genommen kommt es ihnen nicht auf eine Herzensfreundschaft an, sondern auf eine Art Taurogener Konvention, die den Bestand Preussen-Deutschlands gewährleisten soll. Offenbar ist dieser Bestand gegen eine Koalition der Westmächte gerichtet. Sogenannte Weltanschauungen kommen dabei nur mit Rücksicht auf die Propaganda in Betracht. Mögen sie noch so gegensätzlich sein: als Hindernis für einen Pakt werden sie wohl nie in Erscheinung treten.

Es besteht kein Grund zur Annahme, dass Militär und Adel in Deutschland in der Nachkriegszeit andere Ziele verfolgen werden, als bisher. Das Wort «Europa» habe ich in diesen Kreisen nur äusserst selten gehört.

Im Nachkriegsverhältnis zu Russland werden die deutschen Arbeiter eine Hauptrolle spielen, und zwar auch dann, wenn Deutschland nach einer Niederlage teilweise von den Amerikanern und Engländern besetzt werden sollte. Die Russen haben in ihren Schulen Deutsch gelernt. Die Angelsachsen sind dafür bekannt, dass sie meist ausser dem Englischen keine andere Sprache beherrschen. Sie haben ein Interesse an der Ausschaltung der europäischen Industrie, die Russen jedoch an deren Aufbau und Nutzung. Die deutschen Arbeiter bilden also für die Nachkriegszeit einen Faktor, den man in Rechnung stellen kann. Ähnlich wird es mit den Bauern sein. Grosse Teile des ehemaligen Bürgertums und Mittelstandes, wozu die meisten Beamten gehören, werden nach dem Kriege proletariert sein und sich dem Schicksal der Arbeiter nicht entziehen können.

Besinnung auf die Wirklichkeit

Nach allem, was ich in Deutschland gesehen habe, ist die nationalsozialistische Propaganda in gewissem Sinne überall wirksam gewesen, sogar in den gegnerischen Kreisen. Die Kriegsergebnisse und das fürchterliche Schicksal, das der Luftkrieg über das Volk gebracht hat, beanspruchten die Gemüter in einem solchen Masse, dass sich kein Mensch von der Zukunft

klare Vorstellungen machen konnte. Die auf eine Vergeltung gegen England gesetzten Hoffnungen waren verschwommen, und im Übrigen dachte man nur bis zum bevorstehenden Abend voraus. Die zeitraubenden Alltäglichkeiten waren so ermüdend, dass schon der nächste Tag nicht mehr richtig überblickt werden konnte. Man krampfte sich an die Losung: «Wir müssen siegen!» ohne sich vorstellen zu können, wie der Sieg errungen werden sollte. Oder man versank in dumpfer Apathie, an der Worte wie Sieg und Niederlage ungehört abprallten.

Wenn die Menschen die Niederlage ins Auge fassten, dann gaben sie ihrer Furcht vor dem Bolschewismus, vor den Juden und Fremdarbeitern Ausdruck. Sie stellten sich die Rache der Kriegsgefangenen und der besetzten Länder vor. Sie dachten schauernd an einen Bürgerkrieg. Glaubten sie aber immer noch an den Endsieg, der schon seit langer Zeit als einzige Wahl neben dem bolschewistischen Chaos propagiert worden war, so wussten sie auch mit diesem Wort nichts Rechtes anzufangen. Sie hatten wohl in den Zeitungen oft vom «Neuen Europa» gelesen, aber sie konnten nicht sagen, was damit gemeint war. Ihr Sendungsbewusstsein narrete sie genau so wie ihre Hoffnungslosigkeit. Die vielen Worte hatten sie abgestumpft, und im Grunde ihrer Herzen ersehnten sie den Frieden, weiter nichts.

Ende März dieses Jahres suchten wir Zuflucht auf dem Lande. Dort, wo ich meinen Erholungsurlaub verbracht hatte, nahmen uns die Menschen auf. Sie waren gut zu uns und wir konnten uns zu Hause füh-

len, obgleich dieser Begriff für uns eigentlich keinen Inhalt mehr hatte. Räume und Dinge betrachteten wir unter dem Aspekt der Zerstörung. Wir stellten uns unwillkürlich vor, wie dies alles eines Tages verbrennen und aus der Welt der Erscheinungen verschwinden würde. Dann bliebe nur noch ein Haufen Schutt und Asche übrig, vor dem die Menschen mit erstorbener Hoffnung und ausgeweinten Herzen stehen würden.

Alles trug das unsichtbare Zeichen der Vernichtung, kein Ding war mehr beständig. Man konnte an nichts anderes mehr glauben, als an den Tod. Das Buch, das wir in Händen hielten, würde einst in Flammen aufgehen. Die Betten, in denen wir lagen, sahen wir bereits als einen Raub des Feuers an. Und wir wussten, dass die Ruinen dieser Wohnstätten einst von der grössten Katastrophe aller Zeiten künden würden.

Abschied von Deutschland

Da meine Firma vollständig vernichtet war und vorläufig keine Aussicht auf ihre Wiederherstellung bestand, wurde ich in die Heimat zurückgerufen. Bis zur Abwicklung der letzten Geschäfte und notwendigen Formalitäten verstrichen noch einige Wochen. Wir verbrachten sie auf dem Lande, und da zogen alle Erlebnisse noch einmal durch unser Gemüt, in das sie sich eingepägt hatten mit den zärtlichen Spuren der Liebe und Freundschaft, mit den Formen und Farben der Schönheit und mit den unsterblichen Melodien des Glücks, mit den Kratzern des Schicksals

und den Feuerbränden dieses Krieges, der nach den Jahren der Blindheit und Täuschung die Wirklichkeit grell und fürchterlich auflodern liess.

Ich sah den Untergang einer Weltstadt, das Elend der Menschen und die Not der Generation, die unser Erbe übernehmen und forthilden soll. Ich sah die Verwüstungen in Europa und erlebte die Schrecken unserer Zeit am eigenen Leibe. Ich hörte das Kreischen der Angst, das Seufzen der Trauer und das Röcheln des Todes, das aus den verbrannten Kehlen und zerquetschten Lungen der Verschütteten sich einen letzten Weg ins Freie suchte, das ihnen die Freiheit nie gegönnt hatte. Und ich sah die Brandbomben in die Häuser klatschen, sah Flugzeuge und Besatzungen auf die Erde herabstürzen, auf der sie zerschellten. Ich sah, wie Leiber, Seelen und Geister der Menschen verdarben und langsam dahinsiechten.

Kostbarkeiten und Wallfahrtsstätten europäischer Ueherlieferung gingen unwiederbringlich verloren. Altarbilder, Cliorgestühle, Gemälde und Bauten von unersetzlichem Wert wurden vernichtet. Was wurde aus dem Goethehaus in Frankfurt am Main, aus den berühmten Fachwerkbauten der Hansestädte, aus den romanischen Baudenkmalern allerorten? Sie brannten aus. Und was sollte aus den Menschen werden, deren Schöpfergeist dazu berufen ist, unseren Erdteil zu beleben?

In Gedanken fuhren wir noch einmal durch die deutschen Lande. Wir sahen Weimar im Sonnenuntergang vor uns liegen, wir durchstreiften die Strassen von Frankfurt am Main, Köln und Hamburg, und wir

gewahrten die Türme und Giebel der alten Stadt Nürnberg. Wir spielten in den Wellen der Ostsee, wir blickten vom Watzmann in den Königsee hinab, und wir bestaunten die schönen Häuser, das Deutsche Museum und die Pinakotheken in München. Und wir dachten an die unvergesslichen Stunden, die wir in den gastlichen Häusern Mecklenburgs und Westfalens, in Württemberg und in Österreich verbracht hatten. Wir erinnerten uns der gemütlichen Erholungsreisen durch den Schwarzwald, nach Baden-Baden und Freudenstadt. Und dann gedachten wir der vielen Menschen, die uns gute Freunde waren und die jetzt von einem furchtbaren und erbarmungslosen Schicksal heimgesucht, niedergeschlagen und ausgelöscht wurden.

Wir erlebten die Zerstörung von Berlin. Und als wir die Schrecken des Krieges am eigenen Leibe verspürt hatten, konnten wir uns vorstellen, wie es überall auf unserem Erdteil aussah: in Warschau, Rotterdam und Brüssel, in Sofia, Budapest, Florenz und Genua. Wie mochte es um Helsinki und Wiborg stehen, um London, Coventry und andere vom Blitzkrieg heimgesuchte Städte Englands? Und wie oft wurden Städte wie Orel, Kowel und Mogilew, Sewastopol, Odessa und Charkow umkämpft, verloren und wieder erobert? Sie mussten dem Erdboden gleichgemacht sein.

Dieser Krieg mit seinen Panzern und Kanonen, mit seinen Bomben, Brand und Geiselausschüssen, mit Verrat, Mord, Tod und Grauen zertrümmerte die Stätten, die wir für Denkmäler des Europäischen Gei-

stes gehalten hatten. Er setzte all dem ein Ende, woran wir bisher glaubten, ohne es in der Stunde der höchsten Not schützen und retten zu können. Bauten, Gemälde, musikalische Handschriften und Werke der Dichtkunst verfielen der Vernichtung.

Die Menschen verrohen und verarmen an Geist, Seele und Besitz. Die menschlichen Trümmerstätten sind noch schrecklicher als die Ruinen der Häuser. Denn was sind ausradierte Städte im Vergleich zu einem Leben, das schlimmer ist als der gnädige Tod?

Millionen Europäer ziehen obdachlos umher. Sie wurden getrennt von ihren Lieben, entblösst von ihrer Habe und irre an ihrem Schicksal. Sie warten angstvoll in den Luftschutzkellern auf einen qualvollen Tod, sie sehen mit eigenen Augen ihre Angehörigen zu Opfern des Krieges werden, und sie fürchten seit Jahren Verhaftung, Sklaverei und Foltertod. Sie werden als Patrioten erschossen, und ihre Kinder sterben Hungers.

Der Katechismus des Friedens

Wird sich einmal ein General finden, der diesen Zug der Opfer des Krieges vorheiführen wird an den Tribünen der Regierungen, an den grünen Tischen erfolgloser Konferenzen und an den strategischen Rechnungspulpen der Rüstungsindustrie?

Und wird es einmal einen Menschen geben, der den grässlichen und völkerverheerenden Krieg schildern wird für unsere Kinder und Kindeskinde, der einen Katechismus des Friedens und der Arbeit mit dem Herzblut eines vom Untergang bedrohten Erdteils

schreiben wird? Er müsste den Menschen zeigen, dass der Krieg keine Lösung für die Aufgaben unseres Lebens bedeutet. Seine Worte müssten im Gewissen der Völker und der Regierungen brennen und lebendig werden in der aufbauenden Tat.

Jeder einzelne Europäer ist verantwortlich für die Gegenwart. Und er wird für die Gestaltung der Zukunft verantwortlich sein, wie für sein eigenes Leben. Mit Macht und Gewalt ist es leicht, einen Krieg zu beginnen. Schwer aber ist die Sicherung und Erhaltung des Friedens, die Erziehung der Einzelnen und der Völker. Wir müssen bei uns selbst beginnen. Denn der Krieg nahm seinen Ursprung in unseren schwachen Herzen, nicht in Abessinien, Spanien und Danzig.

Und wenn endlich die Waffen wieder ruhen werden, dann wird das europäische Leben der Nachkriegszeit nicht mit wirtschaftlichen Massnahmen allein geregelt werden können. Planen und Wiederaufbau sind nicht alles. Die Wiedergeburt Europas lässt sich nicht errechnen in den Summen des ausgegebenen Geldes, in Zahl und Gewicht der verwendeten Bausteine. Die Schäden werden nicht beseitigt durch die Abfuhr des Schuttes und der Trümmer.

Jedes Wort, das wir an die Jugend richten und jeder Satz, mit dem wir uns an die Mitmenschen wenden und jedes Geschäft, das wir abschliessen, ja, der heimlichste Gedanke und die unscheinbarste Tat: sie gestalten oder verunstalten die europäische Wirklichkeit. Das Mass unserer Verantwortung ist gar nicht abzuschätzen. Aber wenn wir sehen, wozu die Men-

schen in den Kriegsgebieten fähig sind, dann dürfen wir hoffen, dass unsere friedlichen Anstrengungen, wenn wir sie ernsthaft und verantwortungsbewusst auf uns nehmen, vom gleichen erstaunlichen Erfolg begleitet sein werden. Europa ist mehr als ein geographischer Begriff. Das Abendland besteht nicht nur in der zerstörten und geretteten Ueherlieferung. Es ist ein uns anvertrautes Gut. Wir sehst sind Europa, wir lieben, erleiden und vernichten es, wir tragen seinen schuldbeladenen Namen, und wir sind die Keime, aus denen es vielleicht neu erstehen kann.

Inhaltsverzeichnis

I.	Kapitel: Das Gewitter zieht herauf	9
II.	Kapitel: Eine Weltstadt vor dem Untergang	13
	<i>Wandlungen seit 1939</i>	
	<i>Siegesfanfaren</i>	
	<i>Schicksal im Osten</i>	
	<i>Die Fanfaren verklingen – die Not wird offenkundig</i>	
	<i>Das tägliche Leben wird immer mühseliger</i>	
	<i>Kinder spielen Krieg</i>	
III.	Kapitel: Agonie des Mittelstandes	32
	<i>Eine Verkäuferin schüttet ihr Herz aus</i>	
	<i>Besuch beim guten Mittelstand</i>	
	<i>Ein Konfektionär macht Geschäfte und ist tolerant</i>	
	<i>Ein Industrieller ist misstrauisch</i>	
	<i>Er lehnt die totale Wirtschaft ab</i>	
	<i>Auch die kleinen Kaufleute trauern dem freien Handel nach</i>	
	<i>«Die Zukunft sieht trostlos aus*»</i>	
IV.	Kapitel: Hoffnung bei den Intellektuellen?	59
	<i>Verschwörernest im Tabakladen</i>	
	<i>Ein Redakteur betet zu Gott und gibt sich einen Ruck</i>	
	<i>Trio der Unpolitischen</i>	
	<i>Ein Heeresbeamter sagt seine Meinung</i>	

V.	Kapitel: Wo steht der deutsche Arbeiter?	75
	<i>Kommunistische Propaganda?</i> <i>Volksgenossin, Zeitungsfrau – eine von Vielen</i>	
VI.	Kapitel: Blitzlichter aus Rüstung und Militär	84
	<i>Ein Offizier spricht über die Vergeltung</i> <i>Ein alter Preusse bewahrt Haltung</i>	
VII.	Kapitel: Partei und Volk	98
	<i>Ein radikaler Parteigenosse</i> <i>Ein Skeptiker plaudert aus der Schule</i> <i>Juden und SS</i> <i>Wie das Volk seine Führer sieht</i> <i>Das Volk erzählt politische Witze</i>	
VIII.	Kapitel: Begegnung mit dem Führer	128
	<i>Erntedankfest 1935</i> <i>Die guten Zeiten</i> <i>Die Putzfrau aus der Reichskanzlei</i> <i>Stalingrad</i> <i>Erscheinung und Legende</i> <i>Die Frauen und Hitler</i> <i>Eine Walküre verteidigt Deutschland</i>	
IX.	Kapitel: Vorspiel zur Hölle	145
	<i>Im Flakturm am Zoo</i> <i>Ich schlage mich durch den Feuerorkan</i> <i>Unterirdische Flucht</i> <i>Wie sieht es aus nach einem Bombardement?</i>	
X.	Kapitel: Die Vernichtung schreitet fort	173
	<i>Die Polizei auf schwierigem Posten</i>	

Der Verkehr darf nicht stocken
Reichsbahn und Post
Berlin ohne Gas
Mit der Schreibmaschine in den Luftschutzraum
Die Frauen im Krieg
Weihnachten unterm Bombenhagel

XI. Kapitel: Eine Weltstadt stirbt 191

Tagesangriffe
Ein Arzt spricht von Tatsachen
Ukrainer wachen auf
Moral und Ordnung lockern sich
Kein Zusammenbruch • dafür Flucht ins Gebet

XII. Kapitel: Du selbst bist Europa 213

Jugend in Deutschland
Studenten opponieren
Ausblick in die Nachkriegszeit
Besinnung auf die Wirklichkeit
Abschied von Deutschland
Der Katechismus des Friedens